Nr. 22. Monatlich vier Nummern. Berlin, 12. Juni 1871. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. XVII. Jahrgang.

Inhalt: **Ein verwandelter Shakespeare,** von Georg Belly (mit Illustration). — **Die Namen der Wochentage,** von Frhrn. von Reinsberg-Düringsfeld. Dienstag. — **Unter den Tscherkessen.** — **Die Königin der Blumen,** von Paul Kummer. — **Alfred Tennyson,** von Th. Raeder (mit Porträt). — **Des Professors Töchterlein.** Novelle von O. Beta. (Fortsetzung.) — **Etwas aus der Mythologie.** (Schluß.) — **Auf dem See.** Comp. von Otto Leßmann. — **Der Handschuh,** von Jeanne Marie von Gayette-Georgens. — **Auflösung des Räthsels** Seite 170. — **Schach-Aufgabe.** Nr. V. — **Räthsel.** — **Correspondenz.**

Ein verwandelter Shakespeare.

Es war noch in der Zeit, die man die gute alte zu nennen pflegt und die vom ächzenden Gerassel der Eisenbahnen, vom wilden Schnaufen der Fabrikdampfkessel, vom schwarzen Frack und hohen Cylinderhut absolut Nichts wußte! In jener guten alten Zeit also saß eines sonnigen Maimorgens in einer guten alten Universitätsstadt Englands ein junger hübscher Mann am Erkerfenster seiner behaglich und wohlhabend eingerichteten Wohnung; das sorgfältig frisirte und mit besonderer Kunstfertigkeit behandelte Haupt in die linke Hand stützend, kritzelte er mit einem zierlichen Brillantringe, den ein Finger der Rechten trug, verschlungene Arabesken in die blinkende Scheibe, welche die Aussicht auf die schattigen Gänge eines kleinen öffentlichen Parkes darbot. Eigenthümlich, so seltsam und von einander abweichend auch die erwähnten Brillantschnörkel begannen, sie endigten doch immer mit einem aus ihnen sich in mehr oder minder gewagten Stellungen entwickelnden großen J, dem sich dann gut oder übel, bergauf oder bergab, je nachdem die Laune des jugendlichen Schreibekünstlers die Aufstellung in Reih und Glied commandirte, die untergebenen kleinen Buchstaben u—l—i—a anreihten! Eben hatte Richard Ferry — der Silberbeschlag einer eleganten Cassette, die auf dem Schreibtisch rechts vom Fenster steht und in gravirten Schriftzügen jenen Namen trägt, hebt den Schleier vom Incognito unseres Helden — eben hatte Richard ein besonders schönes „J" zu Stande gebracht, das vielleicht von einem noch schöneren „u" übertroffen worden wäre, als er mit Verschmähung dieser Letter und jeder folgenden vom Sessel aufsprang und seiner Seele in einem Monologe Luft machte, der theils aus Shakespeare's Romeo und Julie, theils aus persönlichen Bemerkungen zu einem sinnigen Ganzen verflochten war.

„Sie lehrt die Fackeln leuchten voller Pracht,
Ihr Reiz hängt an den Wangen dunkler Nacht,
Wie in des Negers Ohr des Demants Weiß,
Schönheit zu hehr, zu licht dem Erdenkreis!

Wenn sie heute gar nicht ausginge, wenn sie Doctor Jimson völlig einschlösse wie eine Gefangene, es wäre schrecklich! Abscheulich, wenn sie mich in meinem neuen gestickten Wamms nicht sähe!

Wer Wunden nie gefühlt, der lacht der Narben!
Doch still, welch' Licht bricht durch das Fenster dort,
Es ist der Ost, und Julie ist die Sonne!

Brrr — wo habe ich meine Augen gehabt? Das ist ja die häßliche Frau des Geldwechslers aus Flower-Street, die sich immer so jugendlich trägt! O ich Unglückseliger, wie konnte ich mich durch den Schnitt ihres Kleides auch nur eine Secunde blenden lassen und sie mit meiner lieblichen Julie verwechseln!

O holde Sonn' ersteh', tödte den Mond,
Der neidisch bleichend deiner Schönheit weicht!

Ich glaube, die Schnalle an meinem linken Schuh hat sich verschoben! Daran ist nur der heimtückische Lederbildner Schuld! Warte, du Sohn des Drahtes und der Sohle,

Die Lieb', die ich für dich im Busen hege,
Spricht in dem Wort sich aus: Du bist ein Schurke!"

So und in ähnlicher Weise erging sich eine ganze liebe Weile Richard im Selbstgespräch, bald mit den Händen durch die Luft fuchtelnd, so schön und so ausdrucksvoll, wie es nur immer der erste Liebhaber vom Drury-Lane-Theater in London vermocht hätte, bald ans Fenster stürzend und in die laubumrankten Pfade des Parkes hinausspähend, bald seine blendend weiße Handkrause zurechtzupfend oder ein Stäubchen von seinem geschmackvoll gestickten Rock fächelnd! Schließlich setzte er sich wieder an die der Verewigung des Namens Julia gewidmete Scheibe und schickte sich eben an, dem letzten verwaisten „J" das längst entbehrte, tröstende „u" beizufügen, als ein draußen im Park um die Rundung des Hauptganges biegendes Paar den armen Buchstaben abermals um seine irdischen Rechte betrog und Richard zu einem freudigen Aufschnellen von seinem Stuhle veranlaßte! „Diesmal ist sie es, meine entzückende Julia, und nicht wieder die aufgeputzte Geldwechslersgattin aus Flower-Street," jubelte er laut auf; „es ist die Lerche, nicht die Nachtigall," fuhr er declamirend fort, ohne in der Eile daran zu denken, daß für die „entzückende Julia" sein Citat einigermaßen passender hätte gewählt sein können! Eilig griff er zu seinem bordirten Hut, zupfte ein letztes Mal die Krause in vorwurfslose Falten und huschte die Treppenstufen hinab bis in den Flur, wo er, die Klinke der Hausthür in der Hand, so lange sorgsam durch die Spalte der ein ganz klein wenig geöffneten Pforte spähte, bis das erwähnte Paar an dem Hause vorübergeschritten war und den Weg in die zweite Hälfte des Parkes eingeschlagen hatte. Nachdem Richard den Beiden einen Vorsprung von wenigen Augenblicken gegönnt, schlüpfte er zur Thür hinaus, um ihnen in schicklicher Entfernung und in jener graziös-bescheidenen Art zu folgen, die junge Männer mit Vorliebe anzunehmen pflegen, wenn ihnen die Spur der Auserwählten voranleuchtet. Das Paar selbst, das Richard's Interesse in so hohem Maße erregte, bestand aus einem älteren, kalt und zugeknöpft erscheinenden Herrn und einem etwa siebzehnjährigen allerliebsten Mädchen, das aus dunkelglänzenden Augen halb neckisch, halb schwärmerisch in die Welt blickte! Während der Herr mit regelmäßigem, steifem Schritt seine Schuhe in den knarrenden Kiessand setzte und seinen Stock in ebenso bedächtigem Tempo klirrend zwischen die Steinchen des Bodens stieß, schwebte das schöne Kind an seiner Seite fast unhörbar über die Gänge des Parkes, leicht und duftig die sich leise wiegenden Zweige der Seitengebüsche streifend! Wie auf ihrem rosigen Gesichtchen sich die Sammetweiche des Frühlings spiegelte, markirten sich auf seinem Antlitz jene Falten und Linien, die der Herbst des Lebens den Erdensöhnen auf Stirn und Wange zu prägen pflegt, nur daß diese Zeichen bei dem Begleiter des holden Mädchens bestimmtere Figuren bildeten, als bei gewöhnlichen Staubgebornen! Seine Falten hatten in ihrer Zusammenstellung etwas entschieden Drei- und Mehreckiges, etwas an den Lehrsatz des Pythagoras Erinnerndes; und gewissermaßen war das auch ganz selbstverständlich, ganz in der Ordnung der Dinge begründet! Denn der alte Herr war kein Anderer, als Doctor Jimson, hochberühmter Professor am College und Meister der Mathematik, dessen Ruhm weit über die Grenzen der Universitätsstadt bis in die entferntesten Gauen Großbritanniens ertönte, und der mit Parabeln und Tangenten umzuspringen wußte, wie kein anderer Mann im Norden des Canals! Die hübsche Kleine aber, die neben ihm daher schritt, war des Doctors Töchterlein, die schlanke Julia, und daß diese und keine andere Julia die Veranlassung zum allmäligen Ruin von Richard's Fensterscheiben bildete, darf wohl nicht erst durch besonderen Verrath dem Leser zugeraunt werden. Julia hörte die leisen knisternden Tritte, die ihrem Wege nachschlichen, und kaum hätte es einer leichten, fast unmerklichen Wendung ihres Köpfchens bedurft, um sie über die Person der aufmerksamen Arrière-Garde zu vergewissern. Eine flüchtige Röthe glitt über ihre Wangen, und eifriger, als vorhin fuhr sie fort zu ihrem Begleiter zu plaudern. „Gewiß, Papa," sagte sie mit dem Tone vollster Wichtigkeit, „es ist mir deutlich klar geworden, daß mir das Landleben weit, weit mehr zusagen würde, als der Aufenthalt in der Stadt. Die fröhliche, ungebundene Freiheit im grünen Walde, der unmittelbare Verkehr mit der unverfälschten Natur, das ist meine Neigung!"

Ein verwandelter Shakespeare.

Der Doctor, der gerade über den Neigungswinkel einer Linie zur schrägen Ebene nachdachte, nickte zustimmend und murmelte etwas von $B, A, C,$ und B, C, A.

„Wie herrlich muß es sein," fuhr Julia fort, „beim frühen Morgendämmern auf die weite üppige Flur zu treten und so ganz allein, unbeirrt vom störenden Treiben der Menschen, der aufsteigenden Sonne den ersten Gruß zu bringen!"

Der Doctor nickte abermals zustimmend und begnügte sich, zu bemerken, daß, da die Sonne eine Kugel sei, auch ein Schnitt durch die Sonne einen Kreis ergeben müsse.

Richard hatte inzwischen einen Seitenpfad eingeschlagen, der die Krümmung des Hauptweges durchkreuzte; augenscheinlich lag es in seiner Absicht, auf diese Weise dem Gelehrten und seiner

Tochter zu begegnen, ein Plan, den er mit strategischer Meisterschaft ins Werk setzte und zum Gelingen brachte. Anders stand es mit dem äußeren Erfolge seiner Kriegslist, der offenbar hinter billigen und berechtigten Erwartungen zurückblieb. Zwar neigte Julia, als Richard an ihr und dem Doctor mit höflichem Gruß vorüberschritt, leicht dankend das Haupt, aber ihre Erwiederung schien durch die Scheu beeinträchtigt, mit der sie unmittelbar darauf seitwärts zum Vater empor blickte. Was diesen anbetraf, so hatte Richard keinen Grund, auf den hervorgebrachten Eindruck besonders eitel zu sein. Die rechtwinkligen Vierecke in des Gelehrten Angesicht zogen sich mit jähem Ruck zu spitz- und stumpfwinkligen zusammen, und kaum daß er sein Haupt bei der Entgegnung des Grußes um einen halben Grad aus seiner lothrechten Lage gebracht hätte. Wenige Minuten darauf brach er mit Julia den Spaziergang ab, und als sich Richard auf dem Rückwege eine Wiederholung seines Begegnungsmanoeuvres an den Mann zu bringen bemühte, war die ihm vom Doctor bereitete Niederlage eine totale. Zwar erröthete Julia aufs neue und streifte den jungen Mann wiederum mit einem Blick, der auf keinerlei feindselige Absichten ihrerseits schließen ließ; der alte Gelehrte aber ließ in seinen Zügen einen ganzen Leitfaden der Geometrie spielen, und nicht um einen viertel Grad wich diesmal das Haupt aus seiner nahezu tadellos senkrechten Haltung.

Greifen wir hier, der historischen Deutlichkeit halber, ein wenig zurück, um den Leser über die Beziehungen aufzuklären, die zwischen den eingeführten Personen obwalteten. Richard Ferry, der Sohn eines reichen Besitzers aus Wales, hatte die Universität aus allen möglichen Gründen bezogen, nur nicht aus dem, das Studium zu einer Brücke für eine Stellung in Amt und Würden wölben zu wollen. Es war lediglich tiefer Respect vor den Regeln des guten Tones, der ihn auf das College geleitet hatte; der Ruf einer vollendeten Erziehung bildet ja seit jeher in der Welt eine schätzenswerthe Folie für den Besitz von Sovereigns und sonstigen in Gold geprägten Münzen. Richard war denn auch weniger in den Hörsälen der Universität, als auf den außerhalb des Weisheitsbornes gelegenen Promenaden zu sehen und unter diesen wieder vorzugsweise auf denen, welche die schönen Töchter der Stadt mit ihren Füßchen zu beglücken pflegten! Auffallend dabei war, daß im Laufe der Wochen das Gebiet seiner Streifereien immer mehr an Umfang verlor und sich schließlich ganz auf die kurze Strecke beschränkte, die zwischen dem Ausgangs- und Endpunkt des grüngestrichenen Gitters eines Vorgärtchens lag, das zu einem sauberen, einladenden Häuschen führte. Eine fernere Thatsache ist, daß in jenem Häuschen Doctor Jimson mit seiner Tochter Julia wohnte, und daß merkwürdiger Weise Miß Julia recht häufig gerade dann zum Balconfenster nach dem Wetter ausschaute, wenn unten Richard mit der strengen Gewissenhaftigkeit eines zur Königswache Befohlenen den Platz vor dem Gitter auf und nieder durchmaß. Die Zeit, welche der junge Mann außer dieser seiner Berufsthätigkeit erübrigte, wandte er darauf an, Shakespeare's Romeo und Julie mit ziemlicher Sorgfalt auswendig zu lernen. Nur daß die Julia Shakespeare's eine Julia Capulet war und keine Julia Jimson, störte ihn mehr, als einmal auf recht empfindliche Weise! So gut es ging, half er sich damit, daß er den veronesischen Familiennamen der gedruckten Julia durch den großbritannischen der lebenden ersetzte und zum Beispiel in der Scene des ersten Aktes, in welcher die Wärterin dem forschenden Romeo Auskunft über das ihm bis dahin unbekannte Fräulein ertheilt, statt des von dem überraschten Romeo gebrauchten Aufschreies: „Sie eine Capulet?!" die für seine Verhältnisse zweckmäßigere Aenderung: „Sie eine Jimson?!" in Anwendung brachte. Eine Annäherung an des Doctors Tochter, die von ihrem Papa jedenfalls mit größerer Peinlichkeit überwacht wurde, als sie Vater Capulet dereinst seinem Sprößling hatte angedeihen lassen, war ihm trotz aller Mühe nicht gelungen, und somit darf es kaum als verwerflich betrachtet werden, wenn Richard zuletzt zu dem verzweifelten Entschluß griff, auf das emsigste die Vorlesungen des Doctor Jimson zu besuchen, um auf diese Weise die Möglichkeit zu gewinnen, der dunkeläugigen Fee nicht nur durch Blicke, die vom Parterre der Promenade bis zum Balconfenster des ersten Stockes überdies an Wirksamkeit entschieden einbüßten, sondern auch durch Worte den Sturm seiner Seele enthüllen zu können!

Drei bis vier Mal wohnte Richard den Vorträgen Jimson's bei und bezwang mit bewunderungswürdiger Festigkeit das Entsetzen, das ihm des Doctors Auseinandersetzungen über Kubaturen und Segmente einflößten. Daß er keine Silbe von dem Gehörten verstand und sich aufs äußerste anstrengen mußte, um durch muthiges Aufsperren der Augen und starres Fixiren Jimson's dem Gott des Schlummers ein Paroli zu biegen, war zwar nicht völlig in der Ordnung, that aber der beabsichtigten Wirkung keinen Eintrag. — Jimson begann auf den seltenen Schüler, der ihm vom heiligsten Eifer für die Sache der Parabel-Axen erfüllt schien, aufmerksam zu werden und ihm sein besonderes Interesse zuzuwenden, eine Gunst, die er dadurch an den Tag legte, daß er bei hervorragend wichtigen Stellen ausschließlich Richard mit seinem Blick beehrte. Wenn nun auch der junge Mann bei diesen Gelegenheiten doppelte Energie anwenden mußte, selbst das flüchtigste Einnicken zu vermeiden, so trug er diese Bürde doch mit demüthiger Ergebung und von der frohen Hoffnung beseelt, demnächst einer Einladung in des Doctors Haus so gut wie sicher zu sein. Jedenfalls hätten ihn seine Erwartungen auch nicht getäuscht, wenn nicht eines schönen Tages durch seine Schuld der schöne Bau in Trümmer geschlagen worden wäre! Das verhielt sich so: Richard saß wie gewöhnlich unter den Zuhörern Jimson's und sah seine Bemühungen, wach zu bleiben, anfangs vom besten Erfolge gekrönt. Ob nun aber der Doctor gerade heute besonders spannende Quadratur-Angelegenheiten verhandelte, oder ob Richard sich nicht durch genügenden Nachtschlaf vorbereitet hatte, genug, der Jüngling fühlte seine Kraft erlahmen und sah mit Schrecken den Moment nahen, in welchem ihm der leise gestreute Mohn die Lider schließen würde. Diesem undenkbaren Ereigniß mußte unter allen Umständen vorgebeugt werden. Geräuschlos griff Richard in die Seitentasche seines Gewandes und förderte daraus ein Buch ans Licht, das zierlich in grünen Sammet gebunden war und durch sein ganzes Aussehen verrieth, daß sein Inhalt unmöglich von Hyperbeln oder sonstigen trockenen Dingen handeln konnte. Und in der That, der Anschein trügte nicht; nichts anderes, als Shakespeare's hohes Lied der Liebe, als die Tragödie von Romeo und Julia, rollte sich auf den Seiten des grünsammetnen Bandes ab. Daß Romeo die Lieblingslectüre Richard's bildete, und aus welchen Gründen dies der Fall war, weiß der Leser bereits. Die Zaubermacht der wunderbaren Dichtung bewährte sich auch hier; wie mit einem Schlage fühlte der junge Mann seinen Bedränger Morpheus weichen und vorsichtig wendete er unter dem Tisch Blatt auf Blatt, sich immer mehr in die Schicksale des veronesischen Liebespaares vertiefend und schließlich vollständig vergessend, was um ihn her vorging. Jimson nahm zu seinem Befremden wahr, daß die Augen des Schülers nicht wie sonst auf ihn gerichtet waren und sich vielmehr mit träumerischem Ausdruck zur Erde zu senken schienen. Anfangs war der Doctor zu der Annahme geneigt, daß das Problem, welches er gerade mit musterhafter Schärfe beleuchtete, Richard gewissermaßen überwältigt und zu geistiger Beschauung eingeladen habe. Als aber die Wangen des jungen Mannes zu glühen, seine Blicke zu strahlen begannen, als er mit der Hand, die auf den Tisch gestützt war, leise zu gesticuliren anfing, als er dann gar in steigender Verzückung das Buch im grünen Sammet offen vor sich hinlegte und mit vibrirender Lippe die Verse überflog, da ward Doctor Jimson wie mit einem Blitze die Sachlage klar. — Finsterer Unmuth zog sich auf seiner Stirm zusammen, und die Faltendreiecke in seinem Gesicht reckten und verschoben sich zu unberechenbaren Figuren. Krächzend räusperte er sich so laut als irgend möglich — Richard merkte Nichts; abermaliges Räuspern, das an Trompetenton und Jericho mahnte — umsonst, der junge Mann las hastig weiter. Doctor Jimson wurde zusehends verwirrt, er verwickelte sich bei seinem Vortrage und gerieth plötzlich bei einem parabolischen Sphäroid total ins Stocken. — Es entstand eine kleine unheimliche Pause, während welcher Jimson sich mit dem Taschentuch die Stirn rieb und zornentbrannte Blicke auf Richard schleuderte. Da, mitten in der gewitterschwülen Stille sprang Ferry, in blinder Schwärmerei von seiner Umgebung Nichts hörend, Nichts sehend, von der Bank auf, preßte das Buch an seinen Mund und rief in Extase: „O du großer, du göttlicher Genius, sei mir gegrüßt!" Die Scene, die nun folgte, bedarf der Beschreibung nicht; Richard stand wie aus einer Betäubung erwachend und völlig bestürzt da; die Umsitzenden lachten, und Jimson, der eine Wiederanknüpfung an das parabolische Sphäroid jetzt als verlorenes Unternehmen aufgab, wankte mit einem Blick unnennbarer Verachtung auf den jungen Ferry davon! — — — —

So lagen die Verhältnisse, als wir Doctor Jimson, seiner Tochter Julia und dem aus allen seinen Himmeln verbannten Richard auf der Promenade begegneten. Vergebens war dieser seither dem Doctor und seiner Tochter auf Tritt und Schritt gefolgt, hundert Mal hatte er im Lauf eines Tages dem Gelehrten zu begegnen und ihm durch die kunstvollsten Grüße eine freundlichere Miene abzugewinnen versucht; alle Mühe erwies sich als fruchtlos. Jimson würdigte ihn keiner Beachtung, und Julia durfte ihm aus Rücksicht für den Vater auch nur ganz, ganz kleine Sonnenreflexe aus ihren schönen Augen auf den Weg streuen. — Niedergeschlagener, als je kehrte Richard erst am Abend des Tages der letzten Begegnung im Park in seine Wohnung zurück; betrübt saß er am Fenster, und selbst das Einkritzeln des geliebten Namens in die allezeit geduldige Scheibe verschaffte ihm heute nur unvollkommene Linderung!

Auch Julia war an jenem Abend in nichts weniger als rosiger Stimmung; ihr Papa hatte die Absicht ausgesprochen, die gewohnten Spaziergänge ganz aufzugeben, nur um nicht mehr dem „hohlen Bürschchen", dem „unleidlichen Schwachkopf" begegnen zu müssen. Nach dieser Willensäußerung hatte sich Jimson in sein Gärtchen begeben, dessen Beete er nach zwar nicht schönen, aber streng mathematischen Vorwürfen zu construiren pflegte. Julia indeß, als sie den Vater draußen wußte, huschte in das Studir- und Bibliothekzimmer des Doctors, die Thür vorsichtig hinter sich schließend. Ihr Gesichtchen, das kurz vorher noch so hilflos-niedlich in die Welt geschaut hatte, schien wie von einer plötzlichen Idee verklärt; ihre Augen schimmerten sogar recht fröhlich und zuversichtlich, als sie sich an den Bücherschränken des Papa's, vor deren furchtbar gelehrten Bewohnern sie sonst eine an Gespensterfurcht grenzende Scheu zu hegen pflegte, emsig zu schaffen machte! Sie durchstöberte alle Fächer der Bibliothek, bis sie zuletzt bei einem Halt machte, das verschiedene Exemplare der gedruckten Schriften des Doctors enthielt! Schnell ergriff sie eins derselben, schrieb mit Bleistift ein paar Worte auf ein Stückchen Papier und eilte wieder hinaus auf den Flur, wo Phöbe, die alte Magd des Doctors, die früher Julia's Kinderfrau gewesen, ihres ehemaligen Pfleglings bereits harrte. Phöbe war kein Ausbund von Schönheit, auch windesschnelle Fassungsgabe schien ihrem geistigen Ich nicht gerade aus dem Füllhorn des Ueberflusses gespendet, denn es dauerte eine geraume Zeit, bis sie auf Julia's geflüsterte Auseinandersetzungen verständnißinnig das Haupt auf und ab bewegte und mit leise gemurmelter Wiederholung der empfangenen Instruction sich in den Schatten der Straße hinaus begab. —

Richard saß indeß immer noch am Fenster seiner Wohnung und blickte nachsinnend auf die allmälig von der Dämmerung mehr und mehr verwischten Pfade hernieder. Eben wollte ihm ein neuer Ausruf der Verzweiflung entschlüpfen, denn ihm schimmerte trotz angestrengtesten Sinnens auch nicht die kleinste Aussicht auf, als eine Frauengestalt aus den Gängen des Parkes auftauchte und erst eifrig sein Haus, dann sein Fenster zu mustern schien. Der junge Ferry öffnete und rief hinab: „Wen sucht Ihr, Frau?" — Unten erst ein längeres Gemurmel der Sammlung und des Selbstgespräches und dann die Antwort: „Seid Ihr der Herr, der heute zwei Mal dem Doctor Jimson und seiner Tochter begegnet ist?" — „Ja, ja, das bin ich," entgegnete Richard schnell, „wartet einen Augenblick, gleich bin ich bei Euch draußen." — Im Nu war er die Stufen hinab und stand vor der häßlichen Phöbe. „Was gibt's, redet!" drängte Richard. Phöbe murmelte sich aufs neue in die erforderliche gesammelte Stimmung; als sie sich genugsam vorbereitet wähnte, drückte sie dem jungen Mann ein kleines Packet in die Hand, sagte: „Miß Julia läßt Euch grüßen," und machte in einer nur ihr eigenthümlichen Art von Geschwindmarsch Kehrt nach dem Park. Richard aber flog die Treppe hinauf in die Stube, zündete eine Kerze an und öffnete mit zitternden Fingern das Päckchen. „Ein gedrucktes gelehrtes Heft aus Simson's Feder," rief er, „was soll das bedeuten?" — Und hier ein beschriebenes Zettelchen! — O, diese allerliebsten Krähenfüßchen können nur von ihrer Hand sein! Laß sehen! „„Ich weiß Alles; bedient Euch des beiliegenden Buches und thut, wie Ihr gethan!"" — Eine Minute stand Richard, den Zettel in der Hand wendend, nachdenkend und prüfend da; dann jubelte er laut auf: „Ich verstehe Dich, einziges Mädchen, rettender Engel! Dein Plan wird, er soll gelingen!"

Zwei Tage später begab sich Doctor Jimson wie gewöhnlich in das College; ernst und gemessen schritt er des Weges und mit der ihm zur zweiten Natur gewordenen Gravität betrat er den Hörsaal und bestieg sein Pult. Eben begann er in begeisterter Rede den Ruhm der Hyperbel im Besonderen und der Kegelschnitte im Allgemeinen zu verkünden, als seiner Worte Fluß versiegte und sein Blick einen gläsernen Ausdruck annahm. Er bemerkte Richard, der seit jenem verhängnißvollen Morgen seine Vorlesungen natürlich nicht mehr besucht hatte, genau an demselben Platz wie früher, und genau wie damals starrte ihn der Jüngling, ein verkörpertes Bild des Wissensdranges, in stummer Aufmerksamkeit an! Jimson fühlte sich wie von einem eisigen Hauch berührt; ein Haar hätte gefehlt, und er wäre auch heute beim zweiten Kegelschnitt schmählich stecken geblieben! Mühsam raffte er sich indeß zusammen; galt es doch, seine wissenschaftliche Ehre vor einem neuen Makel zu bewahren; langsam brachte er sein vom Leck bedrohtes Fahrzeug wieder in Gang und steuerte eben auf die Entfernung zweier Brennpunkte zu, als sich das Unglaubliche ereignete. Wieder schlug Richard den Blick träumerisch zu Boden, wieder gesticulirte begeistert seine Hand, und wieder breitete er wie neulich, in vollständiger Selbstvergessenheit den Band in grünem Sammet vor sich aus, wie im Fieberrausch die Seiten des Buches fast verschlingend! Jimson fühlte die Estrade unter sich wanken, verzweifelt griff er im Geist immer und immer wieder nach den fatalen Brennpunkten; umsonst, bis in unabsehbare Distancen tanzten sie ihm tückisch davon, und das Schreckliche geschah! Doctor Jimson blieb abermals sitzen, und vor ihm that sich gähnend die Pause des Schweigens auf, wie der schwarze Schlund des Tartarus! Da, als ob die Hölle sich vollends gegen ihn verschworen hätte, blieb auch die schauerlichste Wendung des Ereignisses von damals nicht aus! — Genau wie es an jenem Tage geschehen, erhob sich Richard in plötzlicher Verzückung, küßte den grünen Sammet und rief mit der Begeisterung eines Sehers und dem Organ eines Schlachtenherolds wiederum aus:

„O du großer, du göttlicher Genius, sei mir gegrüßt!" Nach diesem Auffahren blieb er wie in den Boden gewurzelt, mit erhobenen Armen, gleich einer Marmorstatue stehen! — Das war zu viel, zu viel! Jimson fühlte sich wie von den Schauern des Wahnsinns gepackt; mit schlotternden Schritten schwankte er vom Katheder und stürzte auf Richard zu. „Herr," stöhnte er, „haben Sie es sich in den Kopf gesetzt, mich um den Verstand zu bringen? Wollen Sie einen ehrlichen Gelehrten durchaus und ohne Erbarmen ins Tollhaus spediren? Reden Sie, reden Sie, Herr!" — Richard zuckte zusammen — er schien wie von einer Vision zu erwachen!

„Wo bin ich — was geht hier vor?" fragte er weich und leise, mit der Hand langsam über seine Stirn fahrend.

„Was hier vorgeht?" ächzte Jimson, „nichtswürdige, unerhörte Störung geht hier vor; von Ihnen geht sie vor, Sir, der Sie mich durch wahnwitziges Zeug unterbrechen, durch Tand, himmelschreienden Tand!"

„Tand?" — entgegnete, wie sich besinnend, mit schmerzlichem Ausdrucke Richard. „Verzeihen Sie, Sir, wenn ich mich hinreißen ließ, wenn die Gewalt des allmächtigen Genius mich auf Momente der Gegenwart zu entfremden vermochte!"

„Genius, allmächtiger Genius," rief Jimson dazwischen, indem er bei jeder Silbe mit der Hand eine geometrische Figur durch die Luft beschrieb; „Verse, unnütze eitle Verse, Nichts beweisender Klingklang, das ist's, was Ihnen in den Gliedern steckt, weiter Nichts, gar, gar Nichts!" Der Doctor construirte pantomimisch bei dem letzten „gar" und dem darauf folgenden „Nichts" zwei Pyramiden von gleicher Grundfläche und Höhe.

„Verse?!" seufzte Richard mit schmerzlichem Erstaunen. „Sie täuschen sich, Sir, Sie täuschen sich durchaus!" — Und dabei reichte er dem Doctor den unheilvollen Band in grünem Sammet.

Jimson imitirte nicht ohne Geschick das Aussehen eines harmlosen Wanderers, der auf eine Viper tritt, als er das bewußte Buch in seine Hand nahm.

„Ueberführen Sie sich, Sir!" fuhr der junge Ferry wehmuthvoll fort.

Mechanisch klappte der Doctor den Band auf und schickte sich an, mit tiefem Ingrimm das Titelblatt des Buches durch seine Blicke zu versengen, als sich wie auf den Wink eines Magiers seine Züge veränderten. Die bösen, zornigen Drei-, Vier- und Fünfeckchen in seinem Antlitz verwandelten sich im Handumdrehen in lauter freundliche, lächelnde Kreise, und mit feuchtem Auge las er erst ganz, ganz leise, dann halblaut und zuletzt mit Stentorstimme vor sich hin: „Doctor Samuel Jimson's Abhandlung über die Ellipse und das Ellipsoid, nebst Berechnung des elliptischen Fasses!"

„Des elliptischen Fasses!" wiederholte Richard mit zart-vorwurfsvoller Schattirung des Tones.

Doctor Jimson aber drückte ihm sprachlos die Hand und rang lange, lange nach Worten. Dann stieß er mühsam hervor: „Entschuldigen Sie, Mr. Ferry, meine völlig unberechtigte Heftigkeit; und Sie, meine Herren," fuhr er zu den Anwesenden fort, „wollen mir gestatten, Ihnen in diesem Jüngling ein Muster wissenschaftlichen Ringens, unermüdlichen Strebens vorzustellen!" —

Richard versuchte eine abwehrende Bewegung, aber Jimson wiederholte mit stolzem Ausdruck: „Wissenschaftlichen Ringens und unermüdlichen Strebens!"

Die Schüler verließen nach und nach den Hörsaal, Richard aber wurde vom Doctor mit Beschlag belegt und auf das dringendste noch für denselben Abend in Jimson's Haus geladen. — Richard soll sich, wie verlautet, nicht übermäßig lange habe nöthigen lassen; auch Shakspeare's Romeo und Julia, die eine Zeit lang bei Ferry ohne grünsammetne Hülle gesehen wurden, werden allmälig wohl wieder unter Dach und Fach gebracht worden sein. — Soviel aber steht fest, daß zehn Jahre nach dem Verlauf der hier geschilderten Begebenheiten Doctor Samuel Jimson glücklicher Großvater von reizenden, munteren, auf den Namen Ferry getauften Enkelchen war und den Kleinen bereits die Grundzüge beizubringen suchte seiner Lehre von der „Ellipse"!

[2836] **Georg Belly.**

Die Namen der Wochentage.

Von Frhrn. **von Reinsberg-Düringsfeld.**

III. Dienstag.

Wie der Montag als „Afftersonntag" oder Tag hinter dem Sonntag, ward der Tag nach dem Montag in deutschen Urkunden häufig als „Afftermontag" bezeichnet, und noch jetzt hört man ihn im Bregenzerwald, im Lechrain und bei Memmingen Aftermöntig nennen.

Nach der Rechnungsweise der römischen Kirche ist es der

dritte, nach der Zählmethode der slavischen und finnischen Völker aber der zweite Tag der Woche, welcher bei den alten Römern dem Kriegsgott Mars geweiht war.

Bei den Slaven und Finnen heißt er daher auch „zweiter Tag" (czechisch outerek, slovenisch uterek oder vtorek, serbisch utorak, polnisch wtorek, russisch wtornik, wendisch wutora und wojterk, magyarisch kedd, esthnisch teisi pääw) und bei den Romanen, mit Ausnahme der Portugiesen, die ihn terça feira, dritten Tag, nennen, der „Marstag".*)

Die germanischen Völker dagegen sind über die Benennung eines Tages der Woche so unter sich gespalten, wie über den Namen des Dienstags.

Entsprechend den römischen Gottheiten Mars, Mercurius und Jupiter, folgten die altnordischen Tyr, Odhin und Thôr (althochdeutsch Ziu, Wuotan und Donar) in ihren Wochentagen aufeinander, und da der unter dem Bilde des Schwertes verehrte Kriegsgott auch mit dem Gotte Eor oder Eru identisch ist, finden wir den ihm geweihten Tag unter dreierlei verschiedenen Bezeichnungen wieder.

Aus dem altnordischen Týrs- oder Týsdage, welches die Isländer beibehalten haben, ist das dänische Tirsdag, das norwegische Tysdag, das schwedische Tisdag, das friesische Tysdai, Teisdej, das angelsächsische Tivesdäg, das englische Tuesday und unser hochdeutsches Dienstag geworden, das in Urkunden Dingstag, Dinxstag oder gar blos Dinge geschrieben wurde und in den deutschen Dialekten bald Distach oder Dinsdag, bald Deinschdik, Dünstag oder Dinschtig lautet.

Die Alemannen und besonders die Schwaben aber, welche Tyr unter dem Namen Zio so verehrten, daß eine althochdeutsche Glosse sie die Cyuwari, Ziodiener nennt, gaben dem Tage die Namen Ziestag, Zistac (aus althochdeutsch Ziuwestac) oder mundartlich Ziüstig, Zistig, Zeistag, Zeinstag, Zinstag, und die Baiern wiederum nannten, soweit ihre Mundart reicht, den Dienstag Ertag, Erctag oder Erchtag (niederösterreichisch Eardag, Earidach, Jata, kärntnerisch im Lesachthal Örtak, oberösterreichisch Irchtag, tirolisch im Burggrafenamt Erchtig, im Pusterthal Oerchtig, oberpfälzisch Erichtag).

Da der Dienstag ehemals der Hauptgerichtstag war, hielten es die Niederländer für geeigneter, die alte Benennung Dinsdag oder Disdag in Dingsdag, Tag des „Ding" oder Gerichtes, zu verwandeln, wie der Dienstag noch gegenwärtig auch in mehreren plattdeutschen Dialekten heißt, und da das Volk dem Klange des Worts nach meinte, Dienstag käme ebenso, wie Dienstbote, von Dienst her, entwickelte sich allmälig der Glaube, man dürfe, wenn man glücklich sein wolle, nur Dienstags einen neuen Dienst antreten.

Daß der Dienstag namentlich in Oberdeutschland und der Schweiz gern zum Hochzeitstag gewählt wird, ist leicht erklärlich, weil Eor sowohl wie Zio ursprünglich ein Liebesgott war. Ob aber, wie man annimmt, daher auch der Brauch am „Weiberdienstag" rührt, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Am Fastnachtsdienstag hatten nämlich früher die Frauen in der Schweiz das Recht, eine Tanne aus dem Gemeindewalde zu holen und öffentlich versteigern zu lassen, um den Erlös auf dem Platze zu verschmausen und zu vertanzen, weshalb der Tag den Namen „Weiberdienstag" erhielt. Da jedoch dieselbe Gewohnheit in der Eifel, wie wir bereits gesehen, dem „Weibermontag" zu Grunde liegt, dürfte wohl der Dienstag damit nicht im Zusammenhang stehen.

Der „Fastnachtsdienstag" selbst, „der Dinxsedag im letzten Vastelavende", oder der „Erchtag Aller Menschen Faßnacht", wie er in deutschen Urkunden des Mittelalters genannt wird, verdankt seinen Namen dem Umstand, daß er in die Fastnacht oder nach dem Sonntag Estomihi fällt, und die Schmausereien, zu denen er als der letzte Tag vor dem Beginn der vierzigtägigen Fastenzeit der römischen Kirche Anlaß gibt, haben ihm die weitverbreitete Bezeichnung „fett„ oder „feist" (veist) eingetragen. Denn wir finden nicht nur einen schwedischen fet-tisdag, einen norwegischen feite Tysdag und einen holländischen vetten dingsdag, sondern auch einen französischen mardi-gras, einen italienischen martedì grasso und einen rumänischen marc gras.

Die Bewohner der iberischen Halbinsel nennen ihn „Fastnachtsdienstag" (catalonisch dimars de Carnestoltas, spanisch mártes de carnestolendas, portugiesisch terça feira de entrudo) und die Magyaren „Fleischlaßdienstag" (hús-hagyó-kedd).

In England heißt dieser Tag Shrove-Tuesday, und der Name shrove, den in den westlichen Grafschaften auch der Fastnachtsmontag (Shrove-Monday) führt, soll von dem angelsächsischen shrive, Beichte, herrühren und sich darauf beziehen, daß, bevor die Reformation eingeführt war, die Sitte herrschte, an den letzten Tagen der Fastnacht in die Pfarrkirche zur Beichte zu gehen. Um daran zu erinnern, wurde gegen zehn Uhr Morgens mit der großen Glocke geläutet, damit Jeder es hören könnte, und dieses Läuten, welches in den meisten alten Pfarrkirchen üblich geblieben ist, wird in London die pancake-bell, Pfannkuchenglocke genannt, indem der Brauch, am Fastnachtsdienstag Pfannkuchen, Rahmkuchen oder ähnliches Backwerk zu essen, in England so allgemein ist, daß der Fastnachtsdienstag davon in Newcastle „Pfannkuchendienstag" (Pancake-Tuesday) und anderwärts sogar blos Pancake-day, Pfannkuchentag, heißt.

Die Gewohnheit, welche in Brügge und Kortryck die bereits erklärten Benennungen „Männchensonntag" und „Mädchenmontag" veranlaßt hat, liegt auch der Bezeichnung knechtjens-dingsdag, Burschendienstag, zu Grunde, da der Fastnachtsdienstag die Knaben und ledigen jungen Männer der Gefahr aussetzt, eingeschlossen zu werden. Sie erkaufen ihre Freiheit gewöhnlich mit Flips, einem Getränk aus Bier mit Zucker und Eiern, während Frauen und Mädchen an ihren Tagen meist Kaffee oder Chokolade mit Rosinenkuchen zum Besten geben.

Von den Dänen wird der Fastnachtsdienstag Hvide-Tirsdag, weißer Dienstag, genannt, eine Benennung, welche in England dem Whit-Tuesday oder Pfingstdienstag eigen ist und in Piemont dem Dienstag nach dem Dominica in Albis gegeben wird.

Der erste Dienstag in der Fastenzeit heißt in Vlämisch-Belgien broederlyke-tuchtigung-dinsdag, brüderlicher Züchtigungsdienstag, von dem Evangelium des Tages, welches dem Kirchenbrauch gemäß eigentlich auf den Dienstag nach Sonntag Oculi fällt, der davon den lateinischen Namen correctio fraterna erhalten hat, und die Schullehrer verfehlten ehedem nie, die Bedeutung dieses Tages allen Schülern, mit denen sie im Laufe des Jahres unzufrieden gewesen waren, eindringlich fühlbar zu machen.

*) Französisch mardi, italienisch martedì, spanisch mártes, rumänisch marc, catalonisch und provençalisch dimars aus dem lateinischen dies Martis, woraus auch die Bretagner ihr dimeurs gemacht haben.

Der Dienstag nach Pfingsten dagegen führt in Gent den Namen „gezworene dingsdag", geschworener Dienstag, weil an ihm die Weber ihren Festtag, den sogenannten wevers mestdag, zu Ehren ihrer neuvereidigten Zunftmeister abhielten.

Zu einer andern Lustbarkeit gibt in England der Dienstag nach dem Sonntag Misericordias Domini Anlaß, der davon Hock-Tuesday heißt. An ihm pflegen nämlich Frauen und Mädchen die Straßen mit Stricken zu versperren, um so von den Vorübergehenden Geldgeschenke zu erpressen, die zu wohlthätigen Zwecken angewandt werden. Woher aber der Name rührt, ist noch ebenso zweifelhaft, wie der Ursprung des Hock oder der Hocktide (Hock-Zeit), die mit dem fünfzehnten Tage nach Ostern beginnt und zwei Tage dauert.

Nach der Ueberlieferung im Munde des Volkes soll diese Zeit zur Erinnerung an die Ermordung der Dänen im Jahre 1002 dienen. Da dieselbe aber im November Statt fand, scheint es wahrscheinlicher, daß der Brauch das gänzliche Erlöschen der dänischen Macht mit dem Tode Hardikanut's am 7. Juni 1042 verewigen soll. Wenigstens fand früher alljährlich an diesen Tagen eine Art dramatischer Darstellung eines Kampfes der Engländer mit den Dänen Statt, bei welchem die ersteren zuletzt siegten, und zum Schluß der Scene englische Weiber Dänen als Gefangene im Triumph herumführten.

Der Dienstag nach Ostern wird gewöhnlich „Osterdienstag", der nach Pfingsten „Pfingstdienstag" genannt. Nur die Dänen bezeichnen ersteren als „ersten Dienstag nach dem Ostertag" (første Tirsdag efter Paaskedag) und letzteren als „ersten Dienstag nach Pfingsten".

Der Dienstag vor Ostern dagegen hat zahlreiche Benennungen. Während er den Romanen der „heilige" und den Magyaren der „große Dienstag" (nagy-kedd) ist, wird er in deutschen Urkunden als „blauer Dienstag" angeführt und in Preußen mit dem Namen Krommdinsdag, krummer Dienstag, in Schlesien und einigen Kreisen Böhmens als „gelber", in der Gegend von Osnabrück als „Schellen-Dingsdag", Schellendienstag, und am Harz als „Scheiwe Dienstag", schiefer Dienstag, bezeichnet.

Die ersten beiden Namen verdankt der Dienstag nach Palmsonntag der Charwoche, in welche er fällt, da deren sämmtliche Tage von den Romanen „heilig" und von den Magyaren „groß" genannt werden.

Auch der Beiname „blau" dürfte hier nicht eines Ursprungs mit dem des bekannten „blauen Montags" sein, sondern vom Palmsonntag herrühren, der ehedem „Plaue" oder „Pluem Ostertag", Blumostertag, hieß.

Die übrigen Benennungen aber, von denen der Schellen-Dienstag und der gelbe, der krumme Dienstag und der schiefe sich gegenseitig zu entsprechen scheinen, sollen sich auf die Bedeutung und die Bezeichnungen des darauffolgenden Tages beziehen.

[2835]

Unter den Tscherkessen.

Fünf und neunzig Meilen lang und an einigen Stellen fünf und sechszig Meilen in der Breite, zieht sich die Kette des Kaukasus als Grenzscheide zweier Erdtheile, mit seinen zerklüfteten, hochgethürmten Massen zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere hin.

In einsamer Majestät, alle anderen Spitzen des „Tausendgipfeligen"*) hoch überragend, 16,000 Fuß über dem Meeresspiegel, steht „der glückliche Berg", der Elbrus. Bald birgt er sich hinter schwankenden Wolken, bald wieder hebt er sein eisgekröntes Haupt in den klaren Aether, während die unteren Regionen des Gebirgs mit den prächtigsten Waldungen und üppig grünen Kornfeldern und Wiesen geschmückt sind.

Vor wenigen Jahren noch waren diese bezaubernden Gegenden der Schauplatz täglicher blutiger Kämpfe, heute lauert kein Feind mehr hinter den Felsen, mit dem glühenden Verlangen, seinen Kinschall mit dem Blute des Feringhi zu färben; zwischen den Eingeborenen und den Russen wie anderen Fremden herrscht ein friedlicher sorgloser Verkehr, und ohne das geringste Bedenken nehmen die von nah und fern heranströmenden Gäste der weitberühmten, am Fuße des Kaukasus gelegenen Badeörter Kislawodsk und Nargana die tscherkessischen Einladungen an, die häufig zur Feier der Kurban-Beiram, des Osterfestes der Muselmänner, an sie ergehen.

An diesen festlichen Tagen mahnen bei Sonnenaufgang schon die Mollahs von den Minareten herab in melancholischen, lang gezogenen Tönen die muhammedanische Bevölkerung zur Andacht. Später dann sieht man lange Reihen glänzender Equipagen, begleitet von eleganten Cavalieren in Uniform und Civil, auf den romantisch sich schlängelnden Wegen nach den gastlichen Auls, den Tscherkessendörfchen ziehen.

Unter dem Schatten der alten Ulmen, Wallnuß- und Mispelbäume, welche die steinernen Häuser der Gebirgsbewohner umgeben, entwickelt sich ein interessantes Leben und Treiben, bunt und malerisch durch die verschiedenen Trachten.

Mit der dem Tscherkessen eigenthümlich stolzen, imponirenden und doch leichten Haltung wandelt hier der besiegte Bergessohn in seinem prächtigen Nationalcostüm umher. Neben dem hohen, wehenden Federbusch des russischen Militärhutes flattert dort der Tschader der Georgierin, deren zarte Hände so anmuthig mit dem Krisolani**) zu spielen verstehen. Nicht weit davon erblickt man im besten Einverständniß mit einander die im modernsten Pariser Geschmack gekleidete moskowitische Fürstin und die schlanke, hochgewachsene Tscherkessin. Die classische Schönheit der letzteren wird noch gehoben durch das äußerst kleidsame Mützchen, das sie ohne Schleier auf dem Kopf trägt, während ihren feingegliederten Leib ein Rock von bunter Seide umschließt. Darüber ist ein Kaftan gezogen, der nur zur Hälfte die grün- oder rothseidenen Beinkleider bedeckt; die zierlichen Füße tragen hohe Stelzschuhe.

Auch die Kikoakoas, tscherkessische Barden, ohne welche kein Fest gefeiert werden kann, haben sich eingefunden. Des Begrüßens und der Freudenschüsse ist kein Ende. Tataren, Nogaier, Osseten und Kosaken sprengen geschäftig hin und her, bis endlich das Fest selbst mit dem Tanz eingeleitet wird.

Den Anfang macht stets die Danjola der Tscherkessinnen. Nur junge Mädchen führen diese Art von kosakischem Tanz auf, der eigentlich aber Nichts weniger, als Tanz ist. Mit niedergeschlagenen Augen, ohne auch nur eine Miene ihres reizenden Gesichtes zu verziehen, steif, nicht die geringste Grazie entwickelnd, springen die Tänzerinnen wie die Puppen in einem Leierkasten umher, nach dem Tacte der eben nicht sehr harmonisch schmetternden Musik.

*) Bezeichnung des Kaukasus im Orient.

**) Rosenkranzförmiges, größtentheils aus Bernstein gearbeitetes Spielzeug der Georgierinnen.

An die Danjola reihen sich andere Nationaltänze. Dann folgen Gesang, Wettrennen, Scheibenschießen; nicht unbedeutende Prämien lohnen den Sieger. Die Tscherkessen werfen den Dscherid nach dem fernen Ziel und endlich zeigen sie die ihnen eigene Geschicklichkeit, im raschesten Ritt kleine Geldstücke von der Erde aufzunehmen. Während des fliegenden Galopps ihres Renners beugen sich diese gewandten gelenkigen Reiter mit dem Oberkörper bis zur Erde hinab, rassen die kleine Münze vom Boden auf und ohne auch nur eine Secunde Aufenthalt sitzen sie wieder hoch im Sattel, um weiter zu sprengen. So ist der Abend heran gekommen, und der Flackerschein zahlreicher Fackeln streitet mit dem Licht des Mondes, der in wunderbarer Klarheit über den Bergen steht und endlich den Beiramsgästen wieder nach Hause leuchtet. Die Klänge der russischen Hornmusik ziehen dann durch die Nacht und wecken das Echo in den Bergen, die so viele Jahre hindurch dem Flug des Doppeladlers sich entgegenstellten.

[2643] **J. Schmidt-Mellin.**

Die Königin der Blumen.

Von **Paul Kummer.**

Im vergangenen Jahrhunderte herrschte bekanntlich besonders bei den Mynheers in Holland die Tulpensucht. Es gab Tulpenbeete, deren Werth auf bis zehntausend Gulden geschätzt wurde, und mancher Familienvater hatte sich durch diese Leidenschaft pecuniär ruinirt, denn eine einzige geruchlose Blume kostete oft über hundert Ducaten. Das Gold floß in Strömen dafür hin.

Die Launen der Menschen wechseln, und in unserer Zeit grassirt dafür die nur weniger kostspielige Rosenleidenschaft ziemlich in dem ganzen civilisirten Europa. Die Lustgärten der Reichen wie das Gärtchen hinter der ärmsten Hütte sind davon so ergriffen, daß vielfach alle andern Blumen nur ein nebensächlicher Luxus zu sein scheinen. Die Leidenschaft ist bei Manchem wirklich zum Paroxysmus geworden, und wer davon Nichts versteht, rückt unruhig auf seinem Sitze, wenn in Gesellschaft solche Rosenfanatiker in Discours gerathen. Krieg und Frieden, Himmel und Erde ist für sie nicht mehr vorhanden, und das ganze Sein der Welt und des Lebens geht ihnen in Rosenzucht und Rosenduft auf.

Freilich, wenn es von der Tulpe hieß: einmal und nicht wieder, so hat die Rose schon gar manches goldene Zeitalter erlebt. Ja, sie hat, offen gesagt, zu allen Zeiten, nur mehr oder minder, die Herzen der Menschen besessen, und deren Vorliebe für die Schönste unter den Blumen war auch nur allzu natürlich. Blos die Art der Huldigung und des Verständnisses ist immer verschieden gewesen; das richtet sich nach dem Charakter der geschichtlichen Zeiten. Ja, in dem Cultus spiegelte sich wunderbar der Geist der Zeiten selber. Schon in dem heiligen Lande wurde urkundlich die Rose gehegt, die Jünglinge und Jungfrauen Israels bekränzten sich damit bei den heiligen Festen, wenn auch hebräische Dichter schon ihre Beziehung zur Liebe empfanden, wie denn der Sänger des Hohenliedes die Sulamith seine Rose von Saron nannte.

Aus dem Morgenlande, wo ihr Cultus und ihre Cultur ihre Heimath haben, und wo an den südlichen Abhängen des Kaukasus auch die Königin der Königinnen, die Centifolie, wild sich findet, — aus dem Morgenlande, wo sie so die ersten Triumphe unter den Menschen gefeiert, erstreckte sich ihre Verehrung auch nach Griechenland und Rom. Und für das heitere Leben des Griechenvolks alter Zeit ist sie von hoher Bedeutung gewesen. Dasselbe ist ohne den Duft der Rose kaum vorstellbar. Nicht nur, daß sie im öffentlichen Leben überall galt, daß die aus ihnen gewundenen Triumphbogen den aus den Schlachten kommenden Sieger begrüßten, daß man die Bildsäulen der Götter und Helden damit schmückte; nicht nur, daß man sie auch im Privatleben ernst und schön auf die Gräber legte, und die Braut sie unter den Myrten ihres Kranzes, unter dem purpurnen Schleier trug, der ihr Antlitz bräutlich verhüllte. Rosen waren es auch vor Allem, mit denen man in froher Versammlung und bei religiösen Opferfeiern und besonders bei lustigen Zechgelagen sich edel bekränzte. Die köstlichen heitern Weingelage, bei denen der Sänger von Teos, der alte Anakreon, seine weingoldigen Oden dichtete und dichtend sang, aus denen der ganze selige Uebermuth des griechischen Lebens jener Tage herausklingt, sie waren wie diese Gesänge selber duftend von Wein und Poesie und von Rosen. Kaum ein anakreontisches Lied, das uns überkommen, in dem nicht die Rose neben dem Wein und der Liebe und dem Gesange gepriesen werden. Die Rose war dem glücklichen Sänger die einzige köstliche Blume der Freude, deren Duft seine Muse nicht entrathen konnte.

Aber der Geist war es, der da lebendig machte. Den Geist der Poesie, der unter dem ionischen Himmel Alles durchathmete, konnten die Sieger von Hellas, die Römer nicht mit erobern und nach Italien nehmen. Die Gastmähler Roms wollten die griechische Freude nachahmen. Aber ohne den zarten sinnigen Geist der Griechen wurden es widerlich sinnliche Schwelgereien, und die edle Rose wurde nur entwürdigt bei den lucullischen Festen und den Schmausereien und Trinkgelagen der Cäsarenzeit. Welche raffinirte Verwendung! Die Tische pflegte man mit Massen von Rosenblättern zu überschütten, und während des Essens wurden von oben, um immer frischen Duft zu verbreiten, immer neue Blätterwolken auf die Schwelger herabgelassen. Die Fußböden waren fußhoch oft und darüber mit Rosenblättern bedeckt, daß man in Rosen badete, oder man zog wohl auch Netze darüber, um den Fußboden doch elastisch zu machen. Es war die Zeit scheinbarer Verehrung und doch tiefster Erniedrigung der köstlichsten Blume. — Gegen die Masse von Rosen, welche deshalb damals gezogen wurden in einer Ueberfülle, daß der Bau der nutzbaren Früchte darunter zu leiden begann, ist die Modeleidenschaft unserer Tage nun freilich nur eine Kleinigkeit. Ja, was der Boden Italiens an Rosen gab, genügte für den Consum der römischen Lüstlinge noch nicht einmal. Auch von Aegypten und Carthago wurden Schiffsladungen voll nach Rom geführt, und der Rosenhandel, wenn auch nicht in dem edeln Sinne unserer Zeit, gehörte zu den wirklich blühenden Geschäften. Man kann mit geschichtlichem Rechte sagen, der christliche Geist erst hat jene Entwürdigung der Rose überwunden und deren edlern Genuß gelehrt. Mochten auch die ersten christlichen herben Jahrhunderte den Sinnencultus der Rose geradezu verdammen und verfolgen, und mochte deren Pflege dadurch völlig in Verfall kommen bei den freude-fremden christlichen Gemeinden, die Schönheit mußte doch die Herzen wieder gewinnen, und von der Zeit Karl's des Großen

an kam eine sinnige Rosenzucht neu in Ehren. Die christliche Kunst auch verwandte sie hier. Die Fensterrosen der christlichen Dome deuteten auf das heilige Schweigen, das in diesen Räumen walten müsse; die Steinrose, in welche die Spitze der gothischen Thürmchen endet, symbolisirte das Verduften des Irdischen, um in Himmlisches sich aufzulösen. Und so wurde die Rose als reiches Symbol eine christliche Blume und wurde als solche von frommen Freunden auch gehegt und gepflegt. Die Mönche und Nonnen zogen sie in ihren stillen Klostergärten. Auf den Friedhöfen pflanzte man sie an. Die heilige Maria selbst, die geistliche Rose, sitzt in einem Rosenhag oder in einem Rosenthal nach der mittelalterlichen Vorstellung; auch in einer Rosenlaube sitzend stellen die Maler sie gern dar, und von selber sprößten nach der Sage Rosen um die Marienbilder hervor. Mancherlei sinnige oder barocke Ueberlieferungen sind darüber neuerdings gesammelt worden, welche aber zeigen, wie tief das deutsche Gemüth grade das unaussprechliche Wesen der Rosenblüthen begriffen hat. Nur Einiges aus solcher Sammlung. Nach der Angabe des heiligen Dominicus flocht der Engel Gabriel aus hundert und fünfzig himmlischen Rosen drei Kränze für die heilige Maria, von denen der eine aus weißen Rosen auf ihre Freude deutete, der zweite aus rothen Rosen ihre Schmerzen bezeichnete, und der dritte aus goldenen auf ihre Glorie hinwies. Von demselben heiligen Dominicus wird erzählt, daß, als er sich in Dornen wälzte, Rosen an denselben erblühten. Von einem Mönche Josbert im Kloster Doel erzählt die Legende, er sang des Tages fünf Psalmen zu Ehren der heiligen Maria; als er nun aber im Jahre 1186 bei der Nachtvigilie des Andreasfestes nicht zugegen war, suchte ihn der Prior, fand ihn todt in der Zelle und sah aus seinen Augen, Mund und Ohren fünf Rosen hervorblühen. Bekannt ist die Sage von der Landgräfin von Thüringen, der heiligen Elisabeth, in deren Korbe durch ein Wunder das Brod der Armen sich in Rosen verwandelte, eine Sage, deren Grundgedanke auch noch in vielen anderen Erzählungen wiederkehrt.

Waren es im Mittelalter vorzüglich die Mönche, welche die Rosencultur betrieben, so wurden doch auch bald fürstliche und kaiserliche Gärten damit geschmückt. Doch eine eigentliche Leidenschaft dafür, die man Manie hätte nennen können, gab es nicht, und die Rose, welche die Minnesänger preisen und das Volkslied erwähnt, ist auch zunächst nur die wilde Heckenrose „das Röslein in der Haide". Aber hie und da doch entstand schon eine betriebsame wirkliche Cultur. So für Deutschland in Thüringen und Hessen; auch in England vielfach, wo unter dem Zeichen der weißen und rothen Rose diese Blume ein furchtbares Wahrzeichen wurde. Vor Allem aber in Frankreich, wo schon im vierzehnten Jahrhundert ein großartiger Rosenluxus getrieben wurde, und wie im alten Rom man bei Festmählern sich mit Rosen überschüttete. Im vorigen Jahrhundert war Montpellier das Rosenland Frankreichs, und in letzter Zeit war in der Pariser Umgegend und besonders in der Stadt Brie-Comte-Robert die Rosenzucht so großartig, wie kaum weiter in Europa.

Aber das Alles war doch im Grunde ja ein eitel Nichts gegen die heutzutage bei Hoch und Niedrig, fern und nah herrschende Rosenmanie. Die Rose war bisher nur immer hie und da bevorzugt und die allerdings selten in einem Gärtchen ganz fehlende Blume. Doch unserer Tage ist sie die fast alleinige Herrscherin geworden, und vor Allem ihre Schönheitsbildung zu einem Wunder der Vollendung gediehen, davon man noch im vorigen Jahrhundert keine Ahnung hatte. Kennt man doch jetzt auch an die dreißig verschiedene Arten von Rosen, von denen in Europa 14 heimisch sind, in Asien 10, in Nordamerika 4, in Afrika eine, wogegen Australien allein der rosenleere Erdtheil ist, und von denen die Kunst, wie keine Blume ein Gleiches aufzuweisen hat, mehr, als 3000 Spielarten gezogen hat.

Ich liebe sie auch, die Königin der Blumen, die nach der Sage auf Erden zurückblieb, als das erste Morgenroth der Schöpfung schwand; die Blume, welche mit der Göttin der Schönheit zugleich aus dem Meeresschaum geboren wurde, und bei deren Anblick die Götter mit Entzücken Nektar auf sie träufelten, so daß sie nun ewig duftet — die Rose, welche alle südliche Mythe aber doch nicht von ferne so tief begriffen hat, wie der deutsche Volksgeist. Nicht als Gartenschmuck aber nur liebe ich sie, sondern um ihrer tiefsinnigen Geheimnisse willen und darum am liebsten als wurzelechten vollen Strauch an lauschigen Stellen, wo man nicht gleich an das Oculirmesser und die Stutzarbeit des Gärtners und den Geldwerth der Qualität denken muß und in ihr nicht nur das Exemplar einer Sammlung sieht. Ein persönliches ungekünsteltes Poesiewesen will sie vom Fuß bis zum Scheitel sein, das durch seine Sagen und Lieder uns rührt, die Geheimnisse unseres eignen Herzens wach ruft und all unser Lieben und Sehnen stärker macht. So ist sie von der sinnigen deutschen Vorzeit allgemein angeschaut worden, und so nur begreifen wir sie immer noch wahrhaft. Ja, sie hatte nach dem Glauben von ehedem wirklich eine Seele, die Rose war selber Nichts, als Seele und zwar die duftige Verkörperung menschlicher Seelen, wie es in einem litthauischen Volksliede heißt, wo das Schicksal eines Mädchens berichtet wird: sie ging zum Grabe ihres Geliebten und brach eine Rose von seinem Hügel, und als sie der Mutter diese brinat, spricht dieselbe:

Das ist ja die Rose nicht,
Ist des Jünglings Seele.

Die Rose und die Liebe, hier berühren sich von Alters her wunderbar die Gedanken der Menschen. Der Liebende sieht in der Rose ja auch das unaussprechliche Bild der Geliebten, den ganzen Zauber ihrer wonnigen jungfräulichen Schönheit und darum erinnert sie ihn an dieselbe. Die Dichter alter und junger Zeit haben diese Ideenverbindung immer und immer wieder hervorgewandt.

Und wie an die Liebe, diesen Frühling des Lebens, so mahnt der Anblick der Rose uns Alle auch an den Frühling der Erde. Wir fühlen ihn in ihr so ganz. Der Frühling hat freilich seine Stufen, und eine ganze Schaar von Blumen verkündet jeden weitern Schritt. Wenn aber das Schneeglöckchen ihn leise uns erst einläutet, das Veilchen den ersten Anbruch kundthut, Primel und Maiblume die immer steigende Köstlichkeit symbolisiren, so gibt doch nach der Weisheit des Abul Maani:

Die Ros' im Hain erblüht
Dem Frühling neues Leben,

und selbst der trübsinnige Lenau ruft aus:

Was zagst du Herz in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

Aber wie die Liebe und der Nachtigallengesang und selbst der Frühling mit allen seinen Wonnen, so hat auch die Rose, diese als Inbegriff von dem Allen, einen so schwermüthigen Ton für uns. Weil unser Herz zu klein ist, um das Alles zu begreifen und zu fassen. Weil alles Vergängliche doch auch nur ein Gleichniß ist, und das Köstliche um der Vergänglichkeit willen uns doch mitten im Genusse schon mit Wehmuth erfüllt. Es ist der aus allem Schönen uns durchzitternde Mißton, der unser ganzes Leben hienieden zu einem Räthsel macht, wenn nicht der muthige Glaube an die Ideale uns erhält.

So bringt die Rose die geheimnißvollsten Saiten unseres Innern zu tönen, wenn der naive Sinn sich in sie hineinlebt und mit den eigenen Empfindungen ihr sich hingibt. Und der eigentliche Commentar zu solchem Verständniß wird allezeit vor Allem der Dichter, zumal unsere deutsche Volkspoesie sein, wie sie die Geheimnisse der Rose zu enthüllen suchte. Ja, sie war vordem die eigentliche Blume der Mystik, aber der mystische Zug ihrer Schönheit wird auch allezeit den wahren tiefen Werth der Rose ausmachen, so lange es noch sinnige Gemüther und Herzen voll Liebe auf Erden gibt.

Aber auch für eine kritisch-ästhetische Betrachtung, ja für das Auge eines Jeden wird sie die Königin der Blumen bleiben, und der Dichter mag Recht haben, wenn er in seiner Bewunderung ausruft:

„So süßer Duft, so helle Flamme
Kann nicht für irdisch gelten,
Du prangst am stolzen Rosenstamme,
Verpflanzt aus andern Welten." [2837]

Alfred Tennyson.

Von England aus wurde vor einigen Jahren der poetischen Literatur eine Dichtung zugeführt, die unzweifelhaft zu den hervorragendsten Schöpfungen dieser Art zu zählen ist und die Gemüther der Nachwelt nicht weniger ergreifen wird, als die der Gegenwart. Wir meinen das rührende Fischer-Idyll: „Enoch Arden", von Tennyson. Gering an Umfang, birgt es eine unerschöpfliche Fülle dichterischer Schönheiten in sich, im engsten Rahmen die fesselndsten Bilder des menschlichen Herzens. — Enoch Arden, eines Seemanns Kind, und Philipp Ray, des Müllers einziger Sohn, sind Jugendgespiele von Annie Lee, dem niedlichsten kleinen Mädchen im Dorf am Strande. Als die Rosendämmerung der Kindheit schwindet, und die Gluth der Lebenssonne Beider Herz durchflammt, entbrennen auch Beider Herzen für dieses eine Mädchen. Aber Annie liebt nur Enoch Arden, reicht ihm die Hand und wird glücklich mit ihm, während Philipp „der lebenslangen Sehnsucht Weh im Herzen trägt". Im siebenten Jahr der Ehe treibt indessen die Sorge für Weib und Kinder den Schiffer Enoch Arden in die Ferne; er will in fremden Ländern verdienen und sparen, um seinen heranwachsenden Kindern eine bessere Erziehung verschaffen zu können. Sein Weib liebt ihn unsäglich, sie widerstrebt seinem Vorhaben, aber er tröstet sie:

„Mein Weib, sei muthig und getrost,
Sieh nach den Kleinen, und bis heim ich kehre,
Halt' Alles wohl in Stand, denn ich muß fort.
Sorg' nicht um mich mehr, oder wenn Du sorgst,
Wirf Deine Sorg' auf Gott; der Anker hält.
Ist Er nicht dort in jenem fernsten Theil
Des Ostens? Wenn ich dorthin auch entfliehe,
Enteil' ich jemals Ihm? Das Meer ist Sein,
Das Meer ist Sein — Er schuf's."

Mit der Sorge für die Kinder und einem für das Leben kümmerlich zureichenden Handelsgeschäft bleibt Annie daheim. Aber die Rückkehr des Mannes verzögert sich, das Geschäft geht zurück, schon „entflieht die jüngste Seele himmelwärts, wie jäh ein Vöglein aus dem Käfig flieht", und das Unglück steht an der Schwelle der ärmlichen Hütte.

Da wird Philipp, der inzwischen reich geworden, zum Retter der Familie. Er trifft Annie wieder — er, der nur bedacht auf ihren Frieden war — und sie, seit Enoch fortgegangen, nicht gesehn. — Er bittet die Trauernde um die Gunst, für die Kinder, den Stolz ihres Vaters, zu sorgen. Nur mit Zögern gewährt sie es ihm. Aber Enoch kehrt nicht zurück, schon sind zehn Jahre vergangen, und im Herzen Philipp's ist das Jugendfeuer wieder aufgelodert. Er faßt neuen Müth und bittet Annie, sein Weib zu werden; doch Annie erwiedert mit sanftem Ton:

„Du warst ein Engel Gottes unserm Haus,
Gott segne, Gott belohne Dich dafür
Mit einem Wesen, glücklicher, als ich.
Vermag ein Mensch zum zweiten Mal zu lieben?
Kann ich Dich lieben, wie ich ihn geliebt?
Was ist's, das Du begehrst?"

„Ich bin's zufrieden," versetzt Philipp, „wenn nach Enoch nur Du mich ein wenig liebst." — „O," ruft sie aus, geängstigt,

„— lieber Philipp, wart' ein Weilchen!
Wenn Enoch kommt — doch Enoch kommt wohl nie —
Ach, wart' ein Jahr, ein Jahr ist nicht so lang,
In einem Jahr werd' ich verständ'ger sein;
O, wart' ein Weilchen!"

Philipp antwortet trüb:

„Annie, da ich mein Leben lang gewartet,
Kann ich's auch länger noch."

„Nein," ruft sie aus:

„Du hast mein Wort, es sei — in einem Jahr!
Willst Du nicht Dein Jahr tragen, wie ich meines?"

Und Philipp spricht: „Ich will mein Jahr ertragen."

Dies Jahr verrinnt, ja noch mehr, und Annie wird endlich Philipp's Weib, mit „nimmer heiterem Herz". Eine Ahnung lebt in ihr, eine Aengstigung, die sich erst verliert, als sie ihrem zweiten Manne ein Kind schenkt.

Aber Enoch Arden lebt noch. Er hatte Schiffbruch erlitten, war verschlagen und kehrt jetzt, da der Zufall ihm die heißersehnte Gelegenheit verschaffte, nach unsäglichen Leiden frühergraut und unerkannt zurück in die Heimath. Unerkannt! So erfährt er sein Unglück daheim, wo er das verloren gegangene Glück wiederzufinden hoffte; er sieht es mit eigenen Augen, ach, und muß sich überzeugen, daß der neue Kreis seines Weibes ein glücklicher ist, daß Philipp geliebt wird, daß seine eigenen Kinder an diesem hängen. Da erfaßt ihn unendlicher Schmerz, er stiehlt sich „leise" hinweg und findet nur in einem Gebete zu Gott die Kraft wieder, nach der er in noch nicht erloschener Liebe zu Annie ringt:

— gib mir Kraft,
Ihr's nicht zu sagen, daß sie's nie erfahre.
Hilf mir, daß heilig mir ihr Friede sei.
Darf ich auch nicht zu meinen Kindern reden?
Sie kennen mich nicht — ich verriethe mich,
Kein Vaterkuß dem Mädchen, das der Mutter
So gleich ist, noch dem Knaben, meinem Sohn!

Mit diesem verzweiflungsvollen Entschluß sucht Enoch Arden Arbeit im Hafen und verdient sich ein kärglich Brot, ohne Lebenskraft zu gewinnen, „da er hoffnungslos für sich allein nur schaffte". So winkt ihm der Tod, das Ende alles Leids. Vor seinem letzten Weggang abe[illegible]ndet er an Annie als Abschiedsgruß und Erkennungszeichen die einst in die Ferne als Andenken mitgenommene Haarlocke seines Kindes, das ihm schon vor Jahren in die Ewigkeit vorangegangen.

Unbeschreiblich ist die Kunst des Dichters, mit welcher er diese einfache Geschichte vertieft hat, wie psychologisch er die Gefühle, die Leidenschaften im Herzen des Mannes und Weibes bloslegt, wie charakteristisch er in den Schilderungen der Personen, der Landschaft und Staffage verfährt, welche tiefen Gemüthsseiten der menschlichen Natur er uns erkennen läßt.

Wird daher der Schöpfer dieses Kunstwerks, Alfred Tennyson, heute unter den ersten Dichtern der Gegenwart genannt, so verdient er diesen Ruhm in vollem Maße.

Nicht im Sturme hat der Dichter die Welt erobert. Geboren 1810 zu Somersby, zählt er heute bereits 61 Jahre. Von seiner Jugendzeit, wie überhaupt aus seinem Leben ist wenig bekannt. Als Sohn eines Geistlichen und einer Mutter, die ebenfalls aus einer geistlichen Familie stammte, mag er eine Erziehung genossen haben, die jene Eigenschaften des Ernstes, der Tiefe, der Beschaulichkeit zeitigte, der wir in fast allen Dichtungen Tennyson's begegnen. Als Student der Hochschule zu Cambridge veröffentlichte er 1830 die ersten Gedichte, nachdem bereits ein Preisgedicht seiner Feder Aufsehen erregt hatte. Aber die Kritik behandelte die dichterischen Ergüsse des jungen Studenten, wie einst die Edinburger Reviewer die des jugendlichen Byron. Während nun Byron seine Gegner mit Spott und Satire überschüttete, legte Alfred Tennyson drei Jahre später einen neuen Band poetischer Versuche vor, der aber nicht minder schroffe Beurtheiler fand.

Da zeigte sich, daß die Geißel der Kritik eine echte ringende Dichterseele getroffen, vielleicht verwundet hatte. Tennyson warf seine bisherigen Arbeiten in das Feuer und schwieg. Er schwieg fast 10 Jahre. Welche Klärung, welches Wachsen der dichterischen Kraft in ihm mittlerweile vorgegangen war, bewies er im Jahre 1842, als er zuerst wieder 2 Bände Gedichte veröffentlichte. Jetzt schwieg die Kritik. Man staunte, bewunderte, und Tennyson, vom Jüngling zum Mann herangereift, wurde in England als ein Dichter erkannt, der berufen sei, an die Spitze der poetischen Bewegung zu treten.

Jene Gedichte bestehen in Legenden, Balladen nach schottischer Art, welche alle Accorde und Disaccorde der Liebe und der Liebesleidenschaften erklingen lassen, lyrischen Ergüssen, Trauergesängen und Klagen über die Vergänglichkeit des Lebens, Zornesrufen über den Materialismus der Gegenwart, epischen Erzählungen und Naturschilderungen, auch didaktisch gehaltenen Gedichten, Visionen, Phantasien und Allegorien. Sie zeigen den Dichter in den verschiedensten Richtungen, bewundernswerth in der Form und Sprachgewalt, die namentlich da, wo die Natur selbst hörbar wird, eine großartige musikalische Reproductionsgabe bekundet und allen Naturschilderungen, denen sich der Dichter mit Vorliebe bei jeder Gelegenheit zuwendet, einen unendlich tiefen Reiz verleiht. Diese Naturscenen, in denen das englische Eiland, das Moor- und Dünenleben (der sterbende Schwan), besonders das Meer in eigenthümlichen Farben und Tönen vorgeführt werden, bringen den Dichter in Zusammenhang mit jener berühmten Schule der „Laker", der Seepoeten, die im Anfang dieses Jahrhunderts in England hervortrat, während die Aufnahme moderner Elemente, das Empfinden für die Bedürfnisse der Gegenwart, der Drang, am Glücke der Menschen mitzuhelfen, an diesem Glück nicht zu verzweifeln und die menschliche Natur in ihrer Stärke und von ihrer edelsten Seite aus vorzuführen, Tennyson weit ab von der Richtung Lord Byron's führten und es allerdings gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn der Historiker Alison behauptete, daß Tennyson der englischen Poesie eine neue Ader entdeckt habe. In den anziehenden epischen Erzählungen Tennyson's, z. B. Dora, die als Weib eine ähnliche Erscheinung ist, wie Enoch Arden als Mann und mit der größten Selbstverleugnung das Glück derjenigen, um derentwillen sie verschmäht wurde, fördern hilft, tritt der für Tennyson höchst charakteristische Zug am meisten zu Tage, im Kampf des Lebens auf eigenes Glück zu verzichten oder vielmehr das höchste Glück nur im Glücke Anderer zu suchen und zu finden. Einem goldenen Sonnenstrahle gleich zieht sich diese in der That moderne Anschauung durch alle Dichtungen Tennyson's und verleiht auch seiner mehrfach philosophisch angehauchten Lyrik eine nicht abzuleugnende Tiefe, einen sittlichen Heroismus, der an und für sich bewunderungswürdig genug erscheint in einer Zeit, die, wie der Dichter selbst sagt:

statt des Wie nur fragt nach dem Wieviel
Und gleich Blutegeln gierig schreit: ‚Gieb her,
Her, was Du hast!'

Nur in längeren Pausen kehrte Tennyson, der inzwischen sich glücklich verheirathete, mit poetischen Schöpfungen zur Oeffentlichkeit zurück, 1847 mit einem „Medley" d. i. Gemisch, benannt „die Prinzessin". Er „mischte" darin Modernes und Romantisches um, angeregt durch die Zeitfrage von den Rechten des Weibes, eine neue „Bezähmung der Widerspenstigen" vorzuführen. Das tiefste Gemüth sprach 1850 aus einem Cyklus von Trauergesängen (In Memoriam) über den Tod eines geliebten Freundes, die schon dadurch hervorragen, daß die Virtuosität des Poeten einem einzigen Objecte unerschöpflich neue Seiten abzugewinnen wußte. Tennyson erhielt damals von der Königin Victoria, einer seiner wärmsten Bewunderinnen, die Würde des poeta laureatus, die vor ihm Wordsworth und Southey eingenommen hatten. Diese Hofstellung ließ mehrere wirkungsvolle Oden entstehen, auf den Tod des Herzogs von Wellington u. A., ohne des Poeten Begeisterung für die Freiheit zu beeinträchtigen. Sang er doch selber von seinem heißgeliebten Vaterlande, daß er es verlassen würde:

Verfolgte je ein Schergenbund
Die Meinung, käm' ein Tag am End',
Wo man Gedanken Frevel nennt,
Dem freien Manne schließt den Mund. —

Auch der Krimkrieg ging nicht vorüber, ohne seiner ernst gestimmten Leyer ergreifende Klänge zu entlocken (Maud, 1855) und ihn zu eigenthümlich originellen Schilderungen von Kriegskämpfen anzuregen. In dieser Hinsicht sticht besonders sein „Reiterangriff auf Balaclava" hervor. Als die Perle der Dichtungen Alfred Tennyson's wird indessen immer das oben vorgeführte überaus kunstvolle Fischer-Idyll „Enoch Arden" bezeichnet werden müssen, welches neuerdings auch in Deutschland durch Uebersetzungen von Adolf Strodtmann (Tennyson's ausgewählte Dichtungen 1867) und Robert Waldmüller (1870) populär geworden ist und die glänzenden Eigenschaften des Dichters am klarsten darlegt. Auf den Genius Tennyson's, auf sein Streben, auf seine Richtung kann nur angewendet werden, was er selbst vom Dichter singt:

Der Dichter unter goldnem Stern geboren
In einer goldnen Zone,
Hat Haß dem Haß, der Liebe Lieb' geschworen
Und Hohn dem Hohne.

[2833] **Theodor Raeder.**

Des Professors Töchterlein.

Novelle von O. Beta.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Der junge Professor konnte natürlich nur eine Secunde darauf verwenden, der Angebeteten seiner Seele nachzusehen, und setzte sich dann mit der Miene eines Samariters, der Oel in die Wunden eines Wanderers gießt, neben Sophie Schlichtherz.

„Mein Fräulein," sagte er lebhaft, „Sie lassen die Welt an sich vorüberrauschen, als wäre besagte Welt nur eine große Komödie zu Ihrer Privatbelustigung. Sie haben sich auf die Philosophie gelegt? Aber schade — es geht heutzutage nicht mehr so daß Sie so bezaubernd sind? Noch nicht getanzt? Welche Schande für unsere Herren, so unaufmerksam zu sein — hier kommt eine Karte — hier geht mein Name auf den nächsten Tanz, ein langsamer Walzer für die alten Herren vom Senat. Das verspricht amüsant zu werden!"

Die letzten Worte wurden nur gedacht, als der junge Herr Professor seinen Kneifer aufsetzte, um hinter dessen Schutz seine Tänzerin in Augenschein zu nehmen.

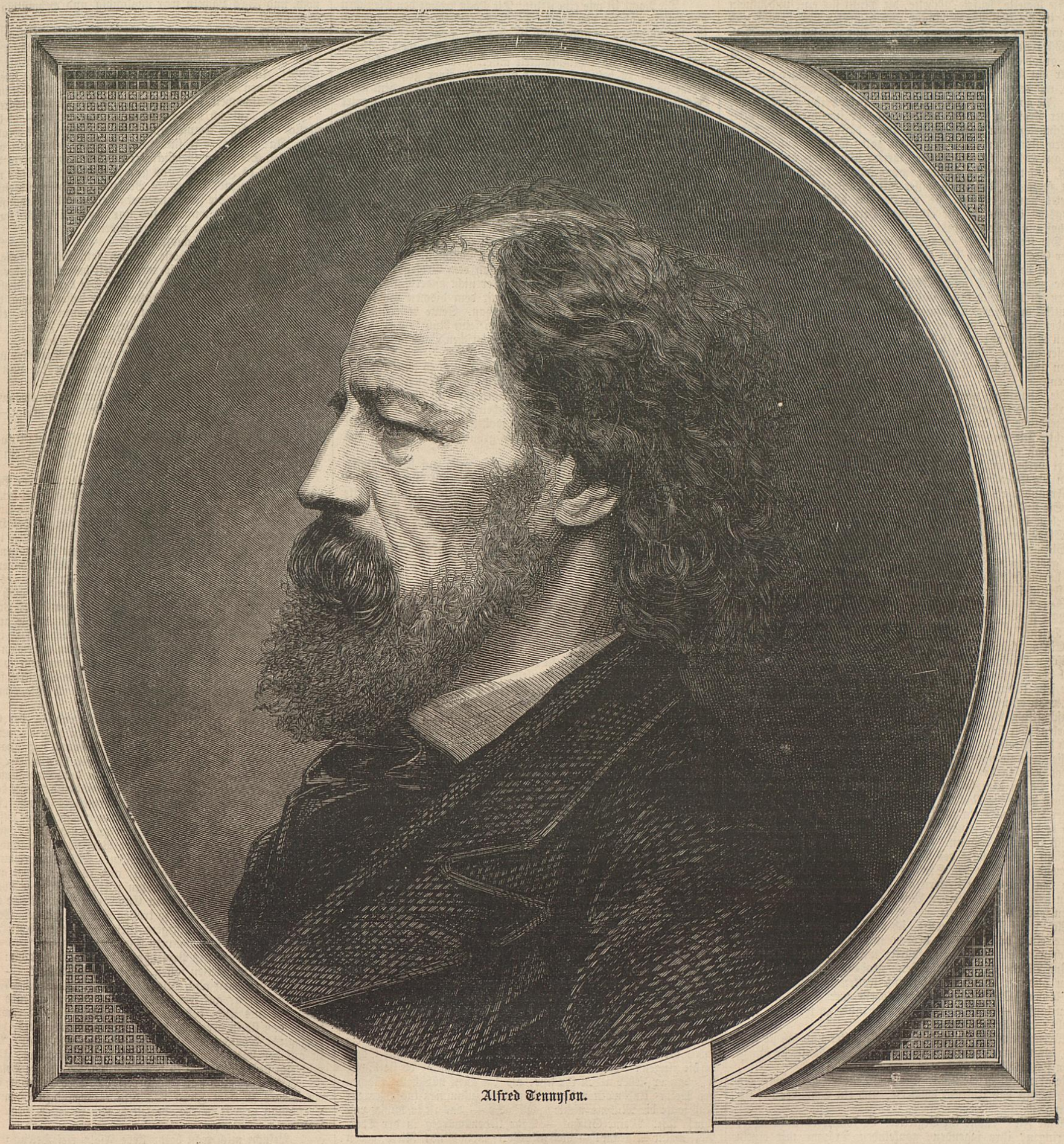
Das arme Wesen an seinem Arm bot nun allerdings nicht viel, um diese Operation besonders lohnend zu machen. Das ovale Gesichtchen mit den schüchternen Gazellenaugen blickte hübsch genug drein; aber es sprach Nichts aus ihnen, was das Herz dieses Herrn hätte in Bewegung setzen können. Andererseits war das Haar zum wenigsten reizend, weil es so schlicht und anspruchslos um die Stirn hing; Fie's Lippen waren verführerisch mit ansah; aber daß er bei weitem zu hübsch, zu geistreich, zu ehrgeizig war, als daß seine Liebenswürdigkeit gegen die kleine Sophie Schlichtherz mehr, als Fürsorge und Wohlthat, mehr, als Almosen hätte werden können — wer kümmerte sich so viel um das verlassene Wesen, um diese Besorgniß zu hegen?

Sie tanzten den langsamen Walzer zusammen, und Fie's Gesicht strahlte vor Wonne.

„Sie sollen sich amüsiren, mein Fräulein, so lange es noch dauert," sagte Sangwege, welcher schon in den ersten fünf Minuten alles Erwähnenswerthe über Fie's Leben von ihren Lippen erfahren, „ich stelle Ihnen eine ganze Welt von fidelen Kerlen vor und —"

„Ach," sagte Fie trübselig.

„O!" rief der Professor, „Ihnen fehlt Etwas! Doch der Fächer nicht? nein, da ist er. Was haben Sie?"



Alfred Tennyson.

beschaulich zu, wie im classischeren Jahrhundert eines — eines Sokrates. Der Mensch ist heutzutage egoistisch und duldet nichts Müßiges — das ist mein Schmerz. Und zumal Sie — ein so mildes Auge, wie das Ihre, mein Fräulein — darf seinen wohlthätigen, besänftigenden Einfluß der Gesellschaft nicht entziehn. — O — erlauben Sie, daß ich Ihnen das Taschentuch aufhebe — o weh! da geht der Fächer hinterdrein — das Bouquet auch."

„Ich danke Ihnen," sagte Fie, „Sie sind sehr gütig," und nahm mit zitternder Hand ihren Elfenbeinfächer, ihr Taschentuch und ihr Bouquet aus der seinen.

„Darf ich meinen Namen auf Ihre Karte — doch — o — ich bitte um Entschuldigung. Sie haben vielleicht keine?"

„Nein — ich habe keine — ich habe heut noch nicht getanzt — ich bin — verzeihen Sie — ich bin so confus!" sagte Fie, im höchsten Grade verwirrt.

„Ihnen verzeihen! Mit dem größten Vergnügen. Wofür?

dem dummen süßen Lächeln und den kleinen Mäusezähnen — dazu ihr hilfloses, unschuldiges, kindliches Wesen, welches einen Zauber für sich besaß; einen Zauber, der zwar weniger auf den ersten Blick fesselt, aber um so länger währt. Und dann hatte Fie ein Capital, dachte der Professor, an ihrer Stimme — so sanft und bestrickend, und sie sagte mit dieser Stimme so übereilte, unbedachte und überraschend unschuldige Dinge mit jenem Pathos der Naivetät und des unbedingten Vertrauens auf Jedermann.

Was aber Sangwege dem Mädchen gegenüber zu Statten kam, war, daß er mehr und mehr Natürlichkeit in seine Worte legte, je weiter er in dies Wesen eindrang.

Man sah bald genug, daß Wohlthun und Fürsorge ihm so lästig nicht erschienen, zumal da er sich selbst tröstete, wenn er ein Lächeln auf Fie's Lippen rief — da er sein verwundetes Selbstgefühl mit heilendem Balsam beträufelte, wenn Fie ihn — ganz anders, als Helene — vertrauend und bewundernd

„Nichts — mir fehlt Nichts," flüsterte Fie, „wenigstens — nein — ich dachte an — Sie sind so nachsichtig mit mir, und — die anderen Herren —".

Fie's Bangigkeit kam Sangwege komisch vor, um so mehr, als er selbst seine Kameraden, Collegen und Freunde für höchst harmlose Wesen ansah — und er sagte so recht breit und geckenhaft: „Sie fürchten sich doch nicht, mein Fräulein?"

„Ja!" sagte Fie mit Besorgniß erregender Hilf- und Hoffnungslosigkeit, „bleiben Sie bei mir — ich wollt', ich wäre zu Hause!"

Dieser Wunsch war so schlicht und ergeben ausgesprochen, daß Professor Sangwege ganz betroffen mit offenem Munde dastand und nur lallte: „Wa?!"

Plötzlich fühlte er — er wußte selbst nicht, wie es geschah — sich seltsam ergriffen von diesem: „Ich wollt', ich wäre zu Hause", so daß er eine Thräne kaum zurückhalten konnte. Es kam über-

ihn wie eine Offenbarung, daß er recht flach, herzlos und erbärmlich sei, um Fie's Wesen nicht sofort begriffen zu haben; und sein Herz, das nicht härter war, als seine Hand, fing an, sich über seine eigne Verkommenheit zu entsetzen.

Er drückte Fie's Arm an seine Brust, ohne es zu wollen, und rief:

„Was denken Sie von mir? Natürlich, versteht sich, bleibe ich bei Ihnen, bis es alle ist! Was ist der nächste Tanz? O! Ein Galopp! Bravo! Das ist was für meine kleine Freundin — He? Wir wollen tanzen! He? Wollen wir tanzen?"

Dabei bückte sich der junge Herr Professor und sah Fie in das niedergeschlagene Angesicht, als hätte er eine junge, verwaiste Prinzessin zu trösten und lachte sie an und nickte so offenherzig und ungekünstelt, daß Helene ihn nicht wiedererkannt haben würde. Und der Kneifer fiel ihm von der Nase, als hätte er eine Ahnung, im Wege zu sein.

Fie lächelte, seufzte, lächelte, die Musik fiel ein, und hinein ging's in die Galoppade hinauf und hinunter und herum und kreuz und quer durch die Paare, daß es eine Lust war, zuzusehen.

Während der großen Pause saß Fie zwischen Helene und ihrem aufopfernden Freunde an der Tafel. Der Professor hielt Fie für ein Kind und behandelte sie nichtsdestoweniger wie eine Dame, um deren Neigung es ihm zu thun sei — weil Helene ihn hörte. Fie aber — sie merkte nicht, daß Helene eifersüchtig wurde, weil der Professor für sie sorgte, mit ihr sprach, sie belehrte, ihr Schmeicheleien sagte; merkte nicht, daß jedes gütige Wort des Professors gar nicht ihr selbst galt, sondern nur als ein Stich auf Helene berechnet war, merkte nicht, daß die Bewunderung, mit welcher sie zu ihm empor sah, nur dazu diente, um Helene zu zeigen, daß ein gewisser kalt behandelter Anbeter selbst angebetet werden könne; sie merkte von alledem Nichts und ahnungslos öffnete sie ihr einsames Herz mehr und mehr — einer hoffnungslosen Liebe.

„Die kleine Katze!" dachte Helene in Bezug auf Fie und: „Dieser Geck kann auch sein Herz zeigen und natürlich sein!" in Bezug auf den Professor.

Je mehr sie sich nun darüber ärgerte, desto mehr spornte sie ihren Stolz, desto kälter und nachlässiger bemühte sie sich, die gelegentlich angebrachten Aufmerksamkeiten ihres den Abtrünnigen spielenden Anbeters entgegen zu nehmen, der, sie wußte es, fest in ihren Netzen lag; und in demselben Maße, natürlich, strengte sich dieser an, die Fie gegenüber entdeckte Unbefangenheit beizubehalten und mit seinem Selbstgefühl auch seine Freiheit zu proclamiren.

Die Spannung wuchs im Laufe des Abends, je unsichtbarer sie wurde; und steigerte sich bis zur Empfindlichkeit, als gewöhnliche Sterbliche sie kaum zu erkennen vermochten — wenigstens Fie nicht. Die Banquiersfamilie hatte an die Eventualität nicht gedacht, daß ein so unbedeutendes Wesen, wie Fie, nach Hause begleitet werden müsse — Welches Wunder! Der Herr Professor bat um die Erlaubniß — es war ein Todesstoß für Helene — ihrer Freundin als cavaliere servente zu dienen.

„Sie sind sehr gütig," flüsterte Sophie.

Helene lachte.

„Sie wissen nicht, Herr Professor," sagte sie, „zu wie großem Dank Sie mich selbst dadurch verpflichten und daß Sie mir selbst keinen größeren Gefallen erweisen können, als wenn Sie das kleine, harmlose Mäuschen" (hier gab sie Fie einen Kuß) „unter Ihre Fittiche nehmen. Ich habe sie so lieb. Nicht wahr, Mäuschen?"

„Wir sind Schulfreundinnen," sagte Fie erröthend und umarmte Helene.

„Ein unschätzbares Glück," sagte der Professor mit einem sarkastischen Blick auf Helene, „Ihre Schulfreundin durch das Dunkel der Straßen pilotiren und Freund sein zu dürfen, wo Sie so sehr lieben! wenn es —" (und hier wendete er sich an Fie), „wenn es nicht schon belohnend genug wäre, auch ohne diese gemeinschaftliche Beziehung auf die Schulbank."

Helene biß sich auf die Lippe, daß sie bleich wurde — und Fie sah den Professor mit großen, verwunderten Augen an, als ahnte sie, was sie nicht begriff.

Das war in der Garderobe, und es währte nicht lange, so wanderte sie an dem bereitwillig genommenen Arm des jungen Professors durch die Nacht.

Der Weg wurde ihr nicht lang, so müde auch ihr Begleiter, nun da er die Sonne seines Daseins, Helene, vermißte, mittlerweile sich zu fühlen begann. Sie hatte sich nie so frei und glücklich gefühlt. Sie drückte des Professors Arm an sich und blickte aufathmend empor zu den Sternen. Ganz andre Dinge las sie dort in den leuchtenden Lettern am Firmament, als ihr Vater, der eben jetzt auf seiner kleinen Warte saß und seine Instrumente auf eben jene Sterne richtete.

„Ach!" rief Fie, „ich wollte, ich wäre ein Stern, ich wollte, ich wäre einer von Euch da droben und dürfte immer lachen! Oder ich wäre eine Wolke und dürfte immer weinen! Oder ich wäre eine Blume auf einer großen, großen Haide und könnte mit den anderen Blumen blühn und welken und schlafen und wieder blühn! Oder ich wäre eine Gazelle und könnte über die Steppen laufen — weit — weit, ohne je müde zu werden! Ach! Ich wollt', ich wär' nicht, was ich bin!"

„Warum nicht?" fragte dann ihr Begleiter und sah sie seltsam an, als wollte er sagen, er wünsche es selbst, damit sie um so lieber in sich selbst zurückkehrte.

Fie aber antwortete nicht. Sie dachte an den gottverlassenen Garten, worin das Unkraut wucherte, und ein Schauder lief ihr über den Leib.

„Arme Fie!" dachte ihr Begleiter. Er konnte es nicht übers Herz bringen, ihre jagenden, gaukelnden Träume mit einem Worte rauher Wirklichkeit zu verscheuchen. — Hätte er es doch gethan! —

Es war dieselbe schwächlich-gutmüthige Rücksicht, die ihn antrieb, Fie um Erlaubniß zu bitten, daß er sich morgen die Ehre eines Besuches gestatten dürfe.

„Ach bitte, ja! Sie sind so gütig!" rief Fie in unverhüllter Freude, welche nur zu deutlich bewies, wie unerfahren sie war in der Kunst zu gefallen, wie wenig sie begriff, daß es gefährlich, oft sehr gefährlich ist, sein Herz gefangen zu geben, ehe man Herzen gefangen hat, und daß es deshalb nur eine Forderung der Klugheit ist, diese Kunst zu erlernen.

Der Professor, als er seinen Weg durch die Pfützen und Löcher der einsamen Straße suchte, hätte vermuthlich gelacht, wenn er geahnt haben könnte, in welchem Grade bewunderungs- und hochachtungsvoll die kleine Fie zu ihm emporblickte. Er war gewohnt, von der Gesellschaft verhätschelt zu werden, als der Sohn eines berühmten Historikers, und war gewohnt, daß die Damen ihm freundlich entgegenkamen als einem „netten" jungen Mann; aber emporgeblickt zu ihm — hatte kaum der Windhund, welcher auf dem Teppich vor seinem Bette auf seine Rückkehr wartete.

Unterdessen stieg Fie mit einem Talglicht die düstern, knarrenden Treppen hinauf in ihr kleines Schlafzimmer, hörte ihre alte Muhme ächzen und deren alte Katze schnurren — oder richtiger wohl, sie hörte es nicht, denn ihre Phantasie war sehr lebhaft in der Entfernung beschäftigt — sie blickte nicht einmal in den grünlichen, staubigen Spiegel, wie andere junge Damen, wenn sie vom Balle kommen — sie dachte ja gar nicht an sich selbst — nur an ihn — sie war verwirrt — die verschiedensten Tanzmelodien jagten ihr durch das kleine Gehirn und wirbelten mit ihr herum — ihre Gedanken kamen und schwanden, wie so viele tanzende Paare — und mit einem träumerischen Lächeln sank sie in einen Stuhl — ihr Köpfchen neigte sich — und ein unholder, unruhiger Schlaf nahm sie in seine Arme.

Die Nacht ist wie eine Kluft. Die Nacht trennt den Menschen von gestern und den von heute. Die Nacht zerreißt, was zu schwach ist, um zu halten — und gewiß ist, daß der junge Herr Professor, nachdem er seine akademischen Pflichten erledigt, weit entfernt war, der sich aus Gutmüthigkeit auferlegten Verbindlichkeit — nämlich Fie zu besuchen — mit mehr, als einer gewissen Neugierde nachzukommen. Jedoch er ging und fand Fie in dem schon beschriebenen Wohnzimmer. Sie hatte ihn schon lange erwartet und auf ihrem Tritt am Fenster nach ihm gespäht mit der Ausdauer, welche ihr Vater auf der Warte kaum besaß. Sie sprang ihm so freudvoll entgegen, daß er seinen Gruß um einige Grade kälter einrichtete, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Er sprach den Wunsch aus, dem Herrn Professor oder der Frau Tante vorgestellt zu werden, doch da diese beiden Persönlichkeiten nicht zur Hand waren, so entschädigte Fie ihn dadurch, daß sie ihn in den Garten führte und mit dem alten Pflaumenbaum bekannt machte. „Das ist mein einziger Freund gewesen bisher," sagte sie, „er hat nie zu mir gesprochen, und wir Beide verstehen uns doch."

Sie legte ihren Arm um den alten Baum und ihre bleiche Wange an seine schwarze Rinde und sah dem Professor ins Gesicht — so dankbar und liebevoll, daß er nicht anders, als fühlen konnte, wie wohl er ihrem Herzen mit dem bischen unwillkürlichen Mitleid am gestrigen Abend gethan. Seine bessere Natur regte sich abermals in ihm und ließ ihm keine Ruh, bis er, Fie's Hand in der seinen, neben ihr auf der morschen Bank saß und ihr hundert gemüthvolle Dinge gesagt hatte.

Es war ein langer Besuch, jener erste, und es war nicht der letzte. Er ging mit ihr spazieren, führte sie in Museen und Concerte, wo er sogar mit Helene zusammentraf und eine grausame Freude empfand, wenn diese ihre unscheinbare Freundin erstaunt von oben bis unten musterte, als wollte sie fragen: „Möchte wissen, was er an ihr find't!" Eine grausame Freude über das Schmachten seiner eigenen Brust.

„Sie sehen," sagte er, „ich bemühe mich auf das eifrigste, Ihren Dank zu verdienen —" er sprach es nicht einmal geckenhaft, wie früher, sondern eine feste, männliche Ironie spielte unter seinen Worten Versteck — „Ihren Dank zu verdienen, indem ich Ihre Schulfreundin ein bischen in den Strom der Gesellschaft bringe."

Helene setzte ihren Fächer in eine stürmische Bewegung, lächelte dazu aber sehr ruhig und sanft.

Und Fie?

Er war ja so gütig, so nachsichtig — er allein, von allen Menschen, nahm Antheil an ihrem vereinsamten Schicksal, jetzt, wo selbst Helene sie mit Kälte behandelte, ihren Hochmuth zeigte — Fie wußte nicht, warum. Er allein von allen Menschen fragte danach, ob sie heiter oder traurig blickte, lachte oder weinte, krank war oder gesund. Er schalt sie wegen ihrer Nachlässigkeit in Bezug auf Toilette — und lobte in demselben Athem ihr schlichtes Wesen, wenn er befürchtete, zu streng gewesen zu sein. Er bat sie, die Gesellschaft der Menschen nicht zu fliehen — und schalt in der nächsten Stunde selbst über die Kälte und Selbstsucht eben dieser Menschen. Er lehrte sie, daß Höflichkeit das Zeichen eines guten Herzens, eines freien Geistes sei, und nannte im selben Augenblick diese Höflichkeit Lüge und Eitelkeit, welche mit dem Herzen Nichts zu thun habe. So rüttelte er Fie's Herz aus seiner beschaulichen Versunkenheit und brachte ihm doch keine Ruhe; so verwandelte er ihre Wehmuth in Weh; so riß er sie aus ihrer Verlassenheit, um sie zu verlassen.

Doch — halt! Vielleicht auch nicht. Seine Augen ruhten oft genug in ihrem bewundernden Blick, oft genug auf ihrer aufathmenden kleinen Gestalt, oft genug auf ihren von Seligkeit angeleuchteten Zügen, und oft genug fragte er sich, ob dieses kleine schlichte, schmiegsame, anhängliche Wesen nicht ein besseres Weib werden könne, als — eben die, an welche sein Herz nie ohne Zittern dachte, als eben die, welcher er sich jetzt näher fühlte, denn je, als eben die, unter deren Fenstern er Nachts die Schatten belauschte!

Und Fie wiederum? Drei Worte erzählen ihre einfältige Geschichte: Sie liebte ihn! Liebte ihn, mit der ganzen träumerischen Macht ihrer Seele, liebte ihn für sein Mitleid, für seine Nachsicht, für seine Strenge, für seinen Wankelmuth, — und wußte nicht, daß sie liebte; wußte nicht, daß alle Liebesmüh' verloren ist, die nicht in ein liebendes Herz gesäet wird.

Saß er nicht neben ihr, nachsichtig und mitleidig wie immer? Hielt er nicht ihre Hand? Ließ sie nicht seine Finger durch die ihren gleiten? Blickte sie ihm nicht vertrauend und ohne Scheu in die Augen? Sagte er nicht, als sie ihn fragte, ob sie hübsch sei, daß er lieber neben ihr sitze, als bei allen hübschen Mädchen der Welt? Und wollten sie morgen nicht zusammen ins Theater? Und sagte die Muhme nicht: „Ah! So — das ist ja hübsch von ihm! Ach! Meine Stiche! — Sehr liebenswürdig in der That, Ach! meine Migräne! — Geh mit Gott, mein Kind! Rieke, geben Sie mir meine Tropfen!"? Gewiß! Es war Alles in Ordnung.

Drittes Kapitel.

Aber es war Nichts in Ordnung. Das Kleid saß so schlecht, und die Schleife und das Band! Fie's Toilette fürs Theater war eine fieberhafte, verwickelte, hoffnungslose Operation, die damit endete, daß Fie in Thränen ausbrach und sich schluchzend auf das alte, magre Sophagestell warf.

„Ach! Ich sehe so häßlich aus — so — so häßlich!" rief sie verzweiflungsvoll, „er wird sich schämen, sich mit mir herumzerren zu müssen! Er — er ist so gut, und ich — ich tauge zu gar Nichts!"

Aber schon rasselte der Wagen, in welchem der junge Professor Sangwege seine Schutzbefohlene abholte.

Er nahm ihren Arm — sie sah ihn an. „Beim Jupiter!" rief er, „Schneckchen!" (Er nannte sie immer „Schneckchen".) „Weshalb machen Sie Ihre großen Augen noch größer, wenn das möglich wäre? Sie unsinniges, kleines Schneckchen!"

Fie's Blick war so seltsam gewesen, daß er erschrak. Es überkam ihn, wie damals auf dem ersten Ball, als sie gesagt hatte: „Ich wollt', ich wäre zu Hause."

Wieder beugte er sich nieder und blickte in ihr Gesicht, und wieder lächelte sie — aber ganz anders, als damals.

„Jetzt fahren wir beide ins Theater, Loge Nr. II. Nicht wahr? Das wird sich für uns beide recht gut ausnehmen? Nicht wahr? Und dann sehen wir den ‚Faust', den meine kleine Schnecke schon so lange hat sehen wollen."

Ach Gott — es war lange nicht mehr jene unwillkürliche Regung des Mitleids, die ihn damals ergriffen; lange nicht mehr das kindliche Lächeln auf Fie's verweintem Gesicht. Der Schreck den ihm jener letzte Blick verursacht, hatte das Antlitz seiner hingebenden Freundschaft gebleicht — selbst seine Stimme zitterte noch, und Fie's Lächeln war ungläubig und wehmüthig — war schmerzvoll.

„Herr Professor," sagte der reiche Banquier, Helene's Vater zu Fie's Freund, als sie beide im Zwischenakt am Büffet standen, „Sie haben uns ja in der letzten Zeit auf seltsame Weise vernachlässigt! In Berlin waren wir Ihre Gäste, und Sie spielten den aufmerksamen Wirth in so aufopfernder Weise, daß Sie uns nothwendig Gelegenheit geben müssen, uns hier zu revanchiren."

„Das, denk' ich, haben Sie zur Genüge gethan — ich bekomme täglich durch Ihre Empfehlung mehr Patienten, als Kranke."

„Ja, ja, ja; Sie sind förmlich Mode geworden; aber das verdanken Sie Ihrer Geschicklichkeit! Ich hab's Ihrem Vater ja gesagt, daß es Ihnen bei uns gut gehen würde. Man reißt sich um Ihre Recepte, und Ihre Vorlesungen sollen überfüllt sein. Man sagt auch, Sie seien ungemein fleißig und anatomisirten die halben Nächte, und wundert sich nur, daß Sie auch Ihrer Gutmüthigkeit so viel Zeit zu opfern haben."

„Wie soll ich das auslegen?"

„Auslegen — ich hoffe, Ihnen kein Räthsel aufgeben zu wollen, Ihnen, der Sie so wenig Zeit haben, darüber nachzudenken. Aber es scheint mir, als wenn Sie der Gesellschaft Ihrerseits ein Räthsel aufgegeben hätten, über dessen Lösung, hoffe ich, Sie selbst noch nicht nachgedacht. Sie machen sich so selten und opfern so viel Zeit in der Stille diesem armen Fräulein Schlichtherz — daß man anfängt, sich Gedanken zu machen."

„Ah — jetzt verstehe ich Sie!" rief der Professor und that, als sähe er zweihundert tausend Raketen in die Luft steigen. „Hahaha! Darüber wundern Sie sich —?"

„Ich? Nein! Ich habe mir das Wundern abgewöhnt," sagte der Banquier, „aber — meine — im Vertrauen gesagt — meine Helene — ja."

„Mein Gott, Ihr Fräulein Tochter ist ja die Ursache, hat es ja gewünscht, das ich das verlassene Mädchen ein bischen civilisire —"

„So! Hat sie mir Nichts davon gesagt," rief der Banquier, riß die Augenbrauen in die Höhe und fuhr sich mit dem Zeigefinger hinter den extrasteifen Stehkragen, „so! — was Sie sagen. Nun ja — ja. Sehn Sie, Helene hat ein sehr weiches Herz, ein un — ge — mein weiches Herz, so weich wie — wie — ich kenne nichts so Weiches, wie Helenens Herz. Sie hat sich vorgenommen, für die Zukunft dieses lichtscheuen Wesens, dieser bedauernswürdigen Tochter des Sternguckers Sorge zu tragen — es ist ihr sehnlichster Wunsch — wie natürlich also, daß sie auch Sie — mein lieber Freund —" hier ergriff der Banquier des Professors Hand mit ganz ungewöhnlicher Wärme — „auch Sie an diesem ihrem Herzenswunsch Theil nehmen läßt. Aber es war indiscret von ihr — sehr indiscret — wirklich nur ihrer ungemein weichen Seele zu verzeihen. Man spricht davon; man geht so weit — lächerlich in der That! — Sie eines übereilten Schrittes für fähig zu halten — ich selbst natürlich nicht! Und ich bitte, Ihre Meinung in dieser Hinsicht zu rectificiren."

„Allerdings," sagte Sangwege erröthend — der Gedanke mußte plötzlich etwas sehr Absurdes für ihn angenommen haben — „sehr lächerlich, denn herzlich, wie ich Grund habe, das arme, verlassene Schneckchen zu bemitleiden, so viel Grund habe ich nun mehr auch, sie zu vermeiden und zwar in doppelter Hinsicht —"

„Ich verstehe Sie — ungemein zartfühlend," sagte der Banquier und schüttelte abermals des Professors Hand, „so zartfühlend, daß ich Sie fast dafür schelten möchte. Sie wissen, die Welt verträgt von diesem Artikel eher zu wenig, als zu viel; denn die Welt ist nicht im Stande, Herr Professor, Edelmuth, Hochherzigkeit und so weiter zu begreifen. Man compromittirt sich geradezu mit edlen Gesinnungen, und es wird daher gut sein, wenn Sie das Mädchen fernerhin unsrer Fürsorge überlassen. Und sollten Sie einen tieferen Eindruck auf das kleine träumerische Kind gemacht haben, so trösten Sie sich mit dem Gedanken, daß schon manche vernünftigere Liebe ihren natürlichen Tod gestorben ist. Doch nun kommen Sie, Helene wartet."

Damit schob er den Professor in die Loge und dachte: „Kleine Schlange, Deine Actien fallen noch! Nur Geduld!"

Indessen hatte auch Helene ihrerseits, während der Abwesenheit der Herren, auf Fie durch allerlei niederschlagende Mittelchen, die uns nicht bekannt und erdenklich sind, dermaßen gewirkt, daß sie in der That dasaß, wie ein lichtscheues, hilfloses, verzagtes, bedauernswürdiges Wesen, das sich sagte: „Mit mir ist auf der Welt Nichts aufzustellen — es ist besser, Ihr haut mich um und werft mich in den Ofen, wie das dürre Holz."

Jedoch — auch der Abend verging. Der Professor, obgleich ein Diener zu dem Zweck von dem mildherzigen Banquier zur Verfügung gestellt wurde, begleitete Fie in einer Droschke nach Hause.

„Besuche mich recht bald, liebe Fie!" rief Helene ihr nach, „ich habe Dir Erfreuliches in Betreff Deiner Zukunft mitzutheilen, ja!"

„Ja," sagte Fie zaghaft, um gleich darauf in einer Ecke des Wagens zusammen zu sinken und ihren lange unterdrückten Thränen den Lauf zu lassen. Wußte sie, daß all ihr Glück enden sollte, daß sie allein bleiben würde — auf ewig!

Aber noch ein Sonnenblick sollte ihr lächeln.

„Einen natürlichen Tod?" dachte Sangwege. „Gibt es für die Liebe einen natürlichen Tod in solchen Thränen. Ebenso gut stirbt der Schiffbrüchige auf hoher Salzfluth einen natürlichen Tod. Bei Gott! Es ist hart! Aber sie muß es überstehen. So Mancher ist im Leid erstarkt und aus Verzweiflung empor gestiegen zum Glück, das uns doch nur in der eigenen Brust blüht. Bei Gott! Und doch — das arme Mädchen!"

So veredelt hatte ihn — diesen Gecken von ehedem — der Umgang mit Fie, daß er jetzt ihre ganzen Qualen in elendiger Perspective vor sich sah. Ihr keusches, hoch über aller Engherzig

keit stehendes Gemüth — er hatte es gesehen, wie eine Perle am Meeresgrund, und konnte nun, da er mit ihr allein war, wiederum sich selbst nicht begreifen. War das wirklich die Röthe der Verlegenheit gewesen, die sein Gesicht bedeckte, als Helenens Vater so geringschätzig von Fie Schlichtherz zu ihm sprach — nicht die des Zorns?

Hoch oben vom Hause schimmerte ein Licht durch die Nacht — es war der alte Professor bei seinen Sternen. Sangwege und Fie gingen mitsammen in den Garten. Das Unkraut, die Ranken waren schon niedergekauert zum Winterschlaf, die Rose war längst verblüht, nur der Epheu hielt noch treu an dem alten dürren Stamm des Pflaumenbaumes. Sangwege schauderte zurück und hielt unwillkürlich das schüchterne Mädchen fester in seinen Armen. Er vergaß, daß sie nicht schön war — wenigstens nicht ein Schatten jener Schönheit, die sein Herz gefesselt hielt — er vergaß auch die. Er vergaß seine Zukunft, seine Vergangenheit — und sein in Liebe blutendes Gemüth füllte sich mit himmlischem Erbarmen, das alle Wunden schließt.

„Fie! Arme Fie!" flüsterte er. Und da fand sie Worte für ihre lange Qual — Worte, die ihn anflehten — nicht aus Zweifel an seiner Güte, sondern aus Vertrauen.

„Verlassen — verlassen Sie mich nicht!" rief sie, „ich sterbe — ich verderbe wie die — wie die Rose da! Ich habe Niemand — ich — ich bin ganz allein — ich könnte nicht leben — ich liebe Dich so!"

Ihr Haupt sank an seine Brust, ihre großen Augen blickten zu ihm auf, glänzend im Mondschein; ein Lächeln, wehmüthig und überirdisch lag auf ihrem bleichen Antlitz, und er — er beugte sich nieder und küßte das Lächeln hinweg.

„Ich liebe Dich auch, mein Schneckchen," murmelte er, kaum verständlich und doch verstanden.

Sie lag still an seiner Brust. Sie vertraute auf ihn — sie war glücklich — ruhig — beseligt. Sie lag still — zu den Sternen hinauf blickend, welche ihr eben so nah waren, als die ganze Welt — welche ihr nie so freundlich geschienen.

„Jetzt geh' hinein, zu Bett, mein Herzenskindchen," sagte er zagend und zögernd, „Du mußt nicht in der Nachtluft bleiben. Komm, gib mir noch einen Kuß und dann: gute Nacht!"

Sie gehorchte ihm — als wäre er der gütige Geist ihrer Mutter, den sie da oben sah hoch über den Sternen, und der ihr winkte, über den ganzen Himmel hinweg. Sie hob ihre Lippen den seinen entgegen, wie ein Kind; sie fragte nicht und bangte nicht, ob er morgen wiederkommen werde oder wann. Sie brauchte keine Versprechungen und Versicherungen, wie andre Damen, welche die Männer besser kennen; sie hauchte: „Gute Nacht."

Sie lehnte mit ihren Armen auf der morschen Gartenthür und sah ihm nach. Er winkte zurück mit dem Hut, sie küßte ihm ihre Hand — noch oft — oft und war selig; sie stand noch lange an derselben Stelle, als schon der Mond sank, und wünschte, die Morgensonne möge kommen und ihn zurückbringen — — — — die Morgensonne!

Fie! Arme Fie! den Mond wünsche Dir und sein Traumreich! Die Sonne bringt ihn nicht zurück! [2797]

(Schluß folgt.)

Etwas aus der Mythologie.

III.

(Schluß.)

Der echte deutsche Mond ist es, welcher dem Faust als trübsel'ger Freund über Büchern und Papier erscheint. Dem Dichter, wenn er die geliebte Hütte verläßt und verhüllten Schrittes durch den Wald wandelt, wird er zur Luna, zur „Schwester von dem ersten Licht", zum „Bild der Zärtlichkeit und Trauer". Von jeher wurde seine geheime Magie empfunden, wenn man sich auch nicht zur Schwermuth dadurch stimmen ließ. Es ist nicht allein die geisterhafte Beleuchtung, welche dem Mondlicht eigenthümlich ist; es hat gewissermaßen eine irdische Gegenwart, welche dem Sonnenlichte fehlt, es verwebt sich mit Luft, Busch und Thal, die es durchströmt, es weilt und rastet auf der Erde, als wär' es zu ihr mit Freuden wie zu einer zweiten Heimath niedergestiegen. So ist es natürlich, daß die himmlische Luna als Diana die Wälder durchzieht und sich in den Jagdgründen niederläßt, daß Artemis ihre reine Strahlenhöhe, wo sie in jungfräulicher Einsamkeit wandelt, verläßt und bald mit Köcher und Pfeil, begleitet von der Hirschkuh, das Dickicht durcheilt, bald mit Wald- und Quellnymphen an steilen Flußufern ausruht oder mit ihnen auf thauiger Wiese der Lichtung singend ihre Reigen hält, wie ja auch die nordischen Elfen in den zitternden Mondesstrahlen tanzen. Der reine Thau, ein Geschenk des Mondes, und die Brut des Wildes sind der Göttin heilig; deshalb sieht man sie junge Löwen und Panther schützend in ihrem Schoße tragen. Hegerin und Pflegerin alles jungen Lebens, rächt sie seine Zerstörung; ihren Zorn suchte man ursprünglich durch Menschenopfer abzuwenden. Aber ihr Dienst milderte sich mit der Zeit. An vielen Orten brachten Knaben und Mädchen der Schutzpatronin und Beratherin reiner Jugend eine Locke oder auch ein Spielzeug dar. Ihren Statuen verliehen die Künstler mehr und mehr die Anmuth der schlanken, leicht dahin schreitenden Jägerin; Pfeil und Köcher sind zugleich Symbol des Lichtes, deshalb auch Attribut Apollo's. — Ihr Zwillingsbruder Apollo ist die schönste Verkörperung des siegreichen, die Finsterniß bezwingenden Himmelslichtes. Ihre gemeinsame Mutter Leto ist die Nacht, aus der es hervorgeht. Den Beinamen Pythios führt er, weil er mit den ersten Pfeilen seines Bogens den Drachen Python erlegt hat, den Repräsentanten der Finsterniß und Zerstörung. In seinen irdischen Beziehungen stellt wie Athene die Klarheit der Vernunft und des Verstandes, der Gott den Enthusiasmus der Seele dar. So als Prophet, als Gott der Musenkünste und der Heilkunst, die ja ursprünglich nicht Wissenschaft, sondern Prophetie war, als Versöhner und Erlöser. Aber der Retter kann auch zum Todesgotte werden, wenn er zürnt; seine dahinraffenden Pfeile gleichen den Sonnenstrahlen, in denen die prangenden Blumen plötzlich welken müssen. Der Lichtgott wird gleich seiner Schwester von Schwänen, den Vögeln des Lichtes, durch die Luft getragen, unter denen wir uns wohl die nordischen Wanderschwäne vorzustellen haben. Wie zu ihr die Nymphen, gehören zu seiner Umgebung die Musen; diese sind ursprünglich jenen ähnliche Naturgottheiten. Gewissen Bergquellen schrieb man nämlich eine begeisternde Wirkung zu, ein Trunk ihres Wassers berauschte die Dichter alter Zeit. Ihre Nymphen sind eben die Musen, ihre Heimath die Abhänge des Olymp und Helikon, wo sie verehrt wurden. Man dachte sie zu einem Chor vereinigt und unter die Leitung Apollo's gestellt, des Musenführers. Unter ihrem Dirigenten verherrlichten sie die Götterfeste, die Tafel der Himmlischen, mit Gesang und Spiel; ihre Mutter hieß Mnemosyne, d. h. Gedächtniß, weil sie Alles auswendig wußten. So erhob sich der Naturgesang der Quellnymphen zu Kunstleistungen, noch viel später aber vergeistigten sie sich zu Vertretern der einzelnen Künste, denn Griffel und Schreibtäfelchen der Kalliope, die tragische Maske Melpomene's, die Schriftrolle Klio's zeigen eine hohe Culturstufe. Die Neunzahl wurde nicht überall festgehalten. Sie hatten einen eignen Cultus in den Museen, ihren Tempeln. Das Wort Musik hat eigentlich eine viel weitere Bedeutung, als bei uns üblich.

Sonne und Mond grüßen sich nur flüchtig am Himmel, und nur gelegentlich vereinigen sich die Geschwister, um ihre gekränkte Mutter an Niobe's Söhnen und Töchtern zu rächen. Ein weit tieferes Seelenverhältniß verbindet dauernd Demeter oder Ceres mit ihrer Tochter Persephone oder Proserpina, die nicht den Lichtgottheiten angehören. Proserpina wird von der blumigen Wiese, wo sie spielte, in das Reich der Schatten entführt; hier findet sie endlich die verzweifelte Mutter als Gattin Pluto's, und es gelingt ihr, sie wenigstens für die Hälfte des Jahres vom Könige der Unterwelt loszubitten — ein Symbol des Blühens, Verblühens und der Wiederbelebung. Das Kind der fruchtbaren Erde stirbt im Herbste, um im Frühlinge neu zu erstehen, und dieser Vorgang der Natur wird zum Bilde menschlicher Hoffnung, die über den Tod hinausgeht; in den Festen und dem berühmten Geheimdienst zu Eleusis, einem zu Athen gehörigen Städtchen, fand sie einen Ausdruck, doch nur die Eingeweihten wurden zu den Geheimnissen zugelassen — eine Art Freimaurerei.

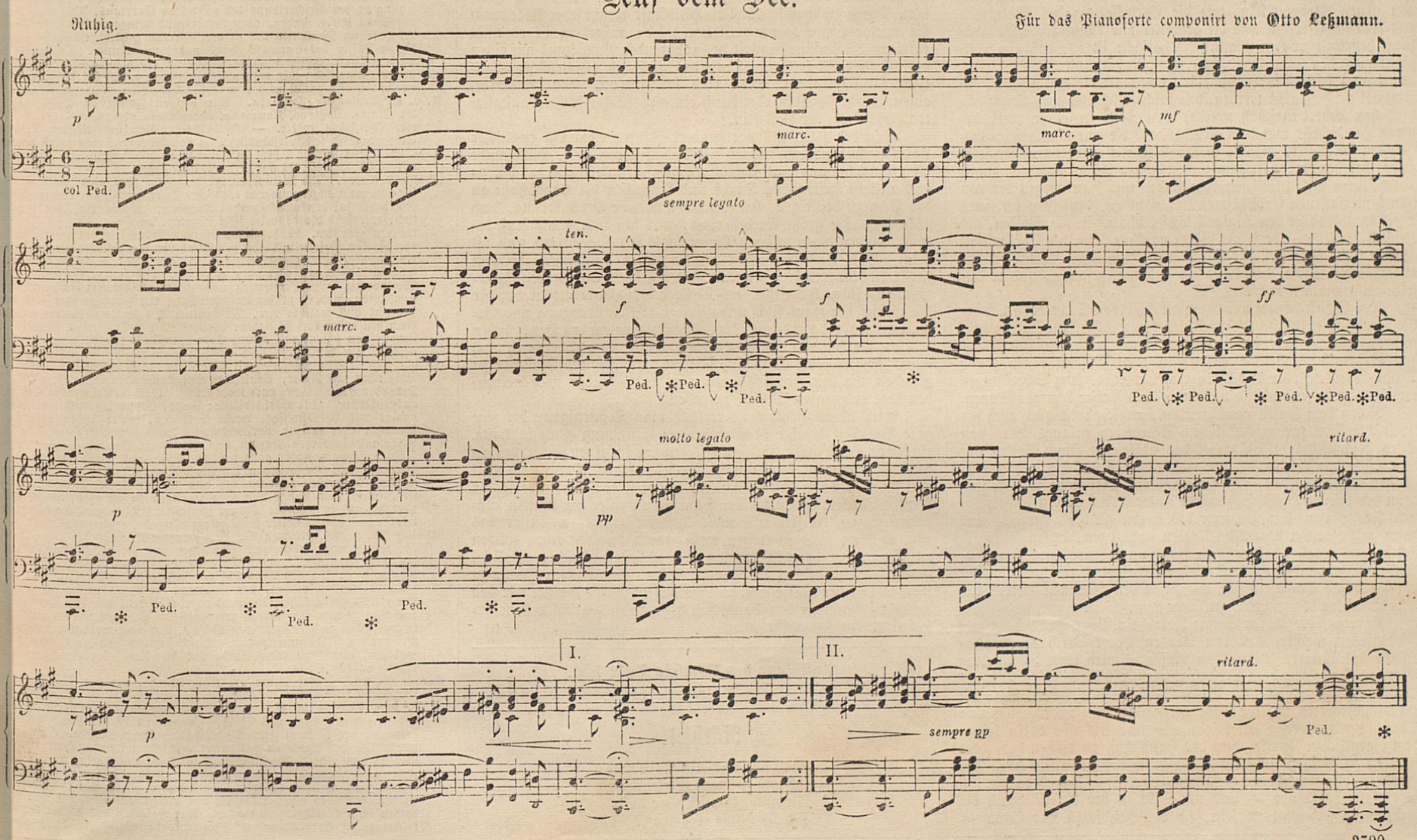
Jenen beiden nahe stand Dionysos oder Bacchus, ein Sohn Semele's, die ihren Tod fand, als Zeus sich ihr in flammender Majestät zeigte, wie sie es gewünscht. Während Ceres die Göttin der Saaten und der Gesittung ist, welche mit dem Ackerbau im Zusammenhange steht, repräsentirt der jugendliche Dionys die üppige Pracht der sonnedurchglühten Erde, den Rausch und Uebermuth der Naturfreude, und die sonnige Rebe gehört zu seinen Geschenken. Neben dem sonnigen Gewächse des Weinstocks ist dem Bacchus besonders der Epheu heilig, weil nach dem lärmenden Umhertosen das Schattendunkel des Waldes Ruhe und Erquickung gewährte. Wie der Ceres das offene Feld mit seinen Saaten und Früchten, gehören ihm und seinem Gefolge die Waldbäume und Baumpflanzungen.

Auch die Pflanzen- und Thierwelt haben ihre Mythologie. So ist die Rose aus dem Blute des Adonis entsprossen, der in seiner Jugendblüthe von einem Eber getödtet wurde, aber gleich der Persephone nur die Hälfte des Jahres in der Unterwelt weilt und dann zu Sonne und Leben zurückkehrt. Das Veilchen entstand aus dem Blutstropfen des Attis, eines schönen und unglücklichen Göttersohnes, der sich im Wahnsinne selber das Leben nahm. In den Lorbeer verwandelte sich Daphne, als sie vor Apollo floh. Zur Hyacinthe wurde der Jüngling Hyakinthos, welchen Apollo, sein Freund, im Spiel mit der Wurfscheibe tödtete, diese aber ist ein Bild der Sonnenscheibe. Die Narcisse galt als Todesblume, weshalb nach der Sage Proserpina sie brach, ehe sie nach dem Hades entführt wurde; sie gehörte neben züngelnden Schlangen zum Haarschmucke der Erinyen. Der eitle Narcissus liebte sein Bild, das die Wellen des Baches abspiegelten, mehr, als die Bergnymphe Echo, welche sich in Schmerz verzehrte und zur wiederhallenden Stimme wurde. Die Myrte, die Anemone sind der Venus heilig u. s. w.

Die Erinyen oder Furien, obwohl in der Unterwelt zu Hause, wurden auch zu den Erdgottheiten gezählt und als Eumeniden verehrt, d. h. die Wohlwollenden. Man dachte sie zürnend oder versöhnt, von furchtbarerem oder lieblicherem Ernst. Sie sind Naturgewalten, die den Frevel gegen die Grundgesetze der Natur strafen, wie z. B. Vater- oder Muttermord. Ihre Gestalt drückt die Schrecken des Gewissens aus, ihr Flug hält Schritt mit der Flucht der Schuldigen. Die Verfolgung der Furien hat die Rücksichtslosigkeit blinder Nothwendigkeit, während mit den Lichtgottheiten noch eine Unterhandlung möglich ist, da diese den Umständen Rechnung tragen und vielleicht eine Sühne bieten, welche in bestimmten Opfern und Ceremonien bestand. Wie der Zorn der Töchter der Nacht Mißwachs, Tod und Krankheiten über ganze Länder bringt, sichert ihr Wohlwollen Fruchtbarkeit und häusliches Glück.

Auf dem See.

Für das Pianoforte componirt von **Otto Leßmann.**



2799.

Innerlich verwandt den Erinnyen sind die Schicksalsgöttinnen, die Mören oder Parcen. Auch sie versinnbildlichen ein unverbrüchliches, bewußtloses Naturgesetz, das aller Dinge Anfang und Ende bestimmt. Michel Angelo stellt sie sehr schön als ehrwürdige Matronen dar, den gesponnenen Faden ziehend und abschneidend. Nur im Großen und Ganzen ordnen sie die Lebensloose, Geburt und Tod; die Ausfüllung des Rahmens, Gestaltung und Colorit ist Sache der Himmlischen, welche die Satzungen der Mören auszuführen haben, besonders des Himmelsköniges. Deshalb wird Zeus im Bunde mit den Mören genannt, wenn der ganze Inbegriff göttlicher Allmacht und Weisheit bezeichnet werden soll. Aber auch er selber steht unter ihnen.

Zum Schlusse wollen wir noch einen Blick auf den häuslichen Herd werfen. Wenn die göttlichen Wirkungen Natur und Menschenleben wie ein Aether durchdringen, sollte die Stätte des Hauses davon ausgeschlossen sein? In Rom hüteten die Vestalinnen ein heiliges Feuer für das ganze Volk, in dem griechischen Stadthause wurde eine ewige Flamme unterhalten auf dem Herd der Gemeinde, die eine erweiterte Familie ausmachte. Und so hatte jedes Haus seinen Altar, den Herd, seine Priester, nämlich den Hausherrn und die Hausfrau, und die Gottheit des Herdes war Hestia oder Vesta. Hier war der Mittelpunkt des Familienlebens, von dort ging das stille Walten aus, welches mit der lodernden Flamme des Herdes Freude und Frieden unter den Hausgenossen verbreitete. Hier fand auch der Fremde, der Flüchtling eine Zuflucht. Und ähnlich der Hausfrau, die unter dem Schutze der Göttin stand, wurde Hestia selbst gedacht und abgebildet, strengen Gesichtsausdruckes, matronenhaft gekleidet; sie sitzt gelassen da und weist mit einer Hand zum Himmel, dem Ursprunge des Herdfeuers. [2789]

Der Handschuh.

Von Jeanne Marie von Gayette-Georgens.

(Schluß.)

Der Norden Europas, welcher uns den besten Pelz liefert, versorgt uns auch mit dem feinsten elastischen Handschuhleder, als welches das russische Rennthierleder anerkannt ist.

Die Weißgerberei, bei welcher der Arbeiter Alaun statt des vegetabilischen Gerbstoffes benutzt, ist eine ungarische Erfindung. Die Söhne der Pußta waren es, die das weiße geschmeidige Handschuhleder in den Handel brachten, welches wie das sogenannte Sämischleder theils durch Walken und sonstige gewaltsame Behandlung des Felles, mit Benutzung der Kleie und des thierischen Fettes für einen bestimmten Gebrauch zubereitet oder „gar" gemacht wird, wie der technische Ausdruck lautet.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Juchtenleders ist, außer seinem besonderen Anhauch, noch die, daß es zwei rauhe Seiten hat, weil die Narbe abgestoßen wird, was bei dem gekörnerten nicht der Fall ist, doch trotz der gleichartigen Behandlung unterscheiden wir drei Sorten desselben: das weltberühmte ungarische, das französische und das dänische, welch' letzteres bei seinem Doppelreiz von Farbe und Duft jedoch den Vorzug der Dehnbarkeit nicht in so hohem Grade besitzt, wie sie einem Damenhandschuh eignen muß. Sagt doch das Sprüchwort, auf diese Dehnbarkeit Bezug nehmend, den Gegenstand mit anderen vergleichend: „ein guter Handschuh ziehe sich nach der Hand", oder der Geschmeidige und Kluge wisse sich in alle Verhältnisse zu finden.

Die Glacéhandschuhfabrikation, welche man erst im siebzehnten Jahrhundert in Deutschland zu kennen begann, wo man bis dahin nur schwere lederne, wollene und leinene Handschuhe trug, brachten die vertriebenen Hugenotten zu jener Zeit nach einigen großen Städten, von welchen aus sie dann weitere Verbreitung fanden. Kriege, Völkerwanderungen, Emigrationen und ähnliche Bewegungen hatten von jeher auf die Verbreitung von neuen Modeartikeln, wie die Verbesserung des Materials, aus dem sie gefertigt, und die geschickte wie künstlerische Behandlung desselben großen Einfluß. Thatsache ist es, daß ein Religionskrieg den Glacéhandschuh zu „Ruhm und Ruf" brachte, wenn auch keinem derselben „die Ehre" widerfahren ist, in den Himmel geschossen zu werden, wie solche Auszeichnung einem altdeutschen Lederhandschuh wurde, von dem in einer merkwürdigen Handschrift aus dem Mittelalter, die nur wunderbare Geschichten mittheilt, erzählt wird: daß ein gewaltiger deutscher Herr, der den Herrgott zum Erben seiner Güter einsetzte, damit unter seinen vielen Söhnen kein Hader und Zank wegen der von ihm hinterlassenen Erbschaft entstehen möge, denselben an einen Pfeil band und in den Himmel schoß, hinauf in die Wolken, als Zeichen der Uebergabe seiner Güter an Gott. Da der Pfeil wieder auf die Erde herabfiel, der Handschuh jedoch nicht, so war es eine ausgemachte Sache, daß Gott die Erbschaft gefallen, und er dieselbe angenommen habe.

Der Schuß basirte auf jener altsächsischen Sitte, nach welcher die Sendung eines Handschuhes mit einer Schenkung, Uebergabe und Zueignung stets verbunden war; wie auch ein Handschuh, den der Kaiser gab, die Erlaubniß zum Aufbau einer neuen Stadt bedeutete oder das Münzrecht ertheilte, kurz Schenkungen und Gewährungen, wie sie nur von einem Kaiser kommen können.

Neben dem Gunst gewährenden Handschuh ist aber auch der strafrichterliche zur geschichtlichen Bedeutung gelangt, der, von Eisen geschmiedet, als Symbol der strafenden Hand Gottes auf dem Tische der Richter lag, vor welchen die Schuldigen und Meineidigen treten mußten, um die Handschuhfeuerprobe zu bestehen; denn der eiserne Handschuh wurde unter Gebetformeln in geweihtem Feuer von den Dienern des Herrn glühend gemacht und dann mit Zangen dem Angeklagten angezogen, dessen Unschuld sich daraus ergab, daß er seine Hand unverbrannt aus dem glühenden Eisenhandschuh wieder herausbrachte, welches Wunder durch probate Vorkehrungen, wie sie in den geheimen Bereich der Taschenspieler übergingen, zu Wege kam.

Rebecca, die ihrem Sohne Jakob ein Paar Handschuhe aus Ziegenfellen machte, um den blinden Vater durch die rauhen Hände des jüngern Sohnes zu täuschen, wird trotz des unedlen Motives, das sie zu dem Versuch antrieb, als die biblische Urhandschuhmacherin und Mutter der weiblichen Zunft betrachtet; die Handschuhrebecca unserer Tage möge aber von andern, als von Täuschungsmotiven geleitet sein und ihre Aufgabe darin sehen, dem eigentlichen Zwecke, dem der Handschuh zu dienen hat, dem nämlich zu schützen, in jeder Weise genügend zu entsprechen. Die Hand ist von mancherlei Gefahren bedroht — besonders die sich in Gefahr begebende — und um nicht in der Arbeit durch die Bedrohung gehemmt zu sein, ist der Handschuh zur Hand — dieser zum Schutze dienend — und je nach der Art des Handwerks anders construirt.

Nur in diesem einen Sinne — nämlich als Schützer der Hand — ist ein Handschuh, gleichviel ob von englischem Zwirn gewirkt oder von Rattenfell genäht, von Blech mit beweglichen Gliedern oder wie aus einem Guß von Kautschuk, hier gegen den Bienen-, dort gegen den Lanzenstich, hier dem Schwerthieb des Ritters, dort dem Messerschnitt des Chirurgen Gegenwehr bietend, zweckmäßig. Selbstverständlich muß der Handschuh des Operateurs dem Tastgefühl kein Hemmniß sein, wie etwa der von Buckskin, mit dem man kaum ein Geldstück aus der Börse zu nehmen vermag, und dessen Ungefügigkeit bei den üblichen Handbewegungen den Behandschuhten ein unbehilfliches Ansehen gibt. Ebensowenig darf der den Dornen und Nesseln Widerstand bietende Gartenhandschuh die Hand in ihren freien Bewegungen hindern; selbst bei solchen Arbeiten, wo er zum Schutze der inneren Handseite beim Anfassen stark erhitzter Gegenstände, wie Brenn- und Bügeleisen, Kochtöpfe und Bratpfannen dient, soll er zwar möglichst dickfellig, aber weich und nachgiebig sein.

Den Gegensatz zu dem Handschuh für die innere Hand bildet der, welcher nur die Oberhandseite oder den Handrücken deckt, wie solcher Art die Ornathandschuhe der Geistlichkeit früherer Zeiten waren, da bei den Priestern die innere Hand frei sein mußte, um die Functionen, welche kirchlich vorgeschrieben waren, dem Buchstaben gemäß vollziehen zu können. Die Befestigung von dergleichen Handschildern, in denen die Priester segneten und die Weihen austheilten, geschah durch feine Schlingen an den Fingern, auch durch „Küppchen", die bis zu dem ersten Fingergliede reichten, da es hauptsächlich darauf ankam, die Handfläche, „den Teller der Weissagung", frei zu haben.

Ein Handgemenge in Handschuhen, selbst in bocksledernen, widerstrebte ebensosehr der Vorstellung, wie behandschuhte Hände beim Handauflegen auf die Häupter der Reinen, der „Heine'schen Blumen" und ähnlicher Unschuldswesen. Noch weniger will es den Lippen gefallen, den Handkuß, wenigstens da, wo er nicht blos eine ceremonielle Form oder eine schmeichlerische Lächerlichkeit ist, dem Handschuh, statt der freien Hand, darzubringen.

Weniger scrupulös war das begeisterte, siegestrunkene Volk beim Friedensschluß nach siebenjährigem Kriegen; dankeserfüllt darüber, nun Ruhe im Lande zu haben, wurden unzählige Küsse auf einen ausgestopften Lederhandschuh gedrückt, der zur Bequemlichkeit des großen Königs von einem inventiösen Kopf erfunden und als Pseudo-Monarchenhand aus dem Wagen, in welchem sich Seine Majestät befand, an einem Stocke befestigt, von einem der königlichen Adjutanten hinausgehalten wurde. Ob der geistreiche Erfinder dieser königlichen Ersatzhand jener Familie von Handschuhheim angehört habe, welche einen silbernen Handschuh in blauem Felde als Wappenzierde führt, ist nicht bekannt; anzunehmen jedoch eher, da der Gegenstand in der Geschichte der Ritterminne eine so große Rolle spielte, daß derselbe aus ähnlicher Veranlassung wie die weißen „Schuhlein", von denen wir berichtet, als Erinnerung an die Verehrte auf das Schild des Ritters gemalt worden, um ihn im Kampfe zu begeistern.

Wer den Handkuß als eine Auszeichnung und eine besondere Gunst betrachtet, wird sicherlich die Schönheit der Hand — ohne Handschuh — dabei in die Wagschale fallen lassen, wie Shakespeare's Cleopatra dem Thyreus gegenüber. Wenn die ägyptische Königin als höchste Belohnung für die ihr geleisteten Dienste dem Boten, der ihr erwünschte Kunde bringt, ihre Hand zum Kusse reicht, statt ihm Geld und Gut zu bieten, so sagt der Dichter damit, welchen Werth nicht nur die Königin selbst, auch er der Auszeichnung beimißt, die in Handschuhen, namentlich in diesem speciellen Falle, ganz werthlos.

Auch bei solchen Actionen — wie Vorträgen — bei denen die Hand als ergänzender Factor dient, darf sie kein Handschuh decken. Wie oft hat man nicht die Erfahrung gemacht, daß die schöne Hand eines schlechten Redners diesem rettend zu Hilfe kam. Der Handschuh schwächt die Hilfskraft, welche jeder Rede durch die mitsprechende Hand verliehen wird; außerdem ist es nicht rathsam, die Aufmerksamkeit des zuhörenden Publikums auf einen auffallenden Toilettegegenstand des Redners abzulenken; allzuleicht kann dies aber durch eine impertinente Handschuhfarbe, einen schlecht sitzenden oder durch einen plötzlichen Riß verunstalteten Handschuh, der Fall sein.

Seit der Zeit, als vor hundert Jahren etwa ein englischer Handschuhmacher sich darauf ein Patent geben ließ, Handschuhe mit Zwickeln und mit Schlössern allein anfertigen zu dürfen und mittelst Heften von Draht und Riemchen die Handschuhe an den Arm zu befestigen, hat sich wohl manche Veränderung, doch nicht eben eine große Verbesserung, was den Handschuhschluß betrifft, wahrnehmen lassen. Die niemals fest angenähten und oft beim ersten Anziehen schon abspringenden Knöpfchen bringen große Unbequemlichkeiten; auch ist der Schnitt der meisten Handschuhe darin noch verfehlt, daß sie über dem Handblatt zu eng für die Größe der Hand sind und allemal mit Anstrengung und Gewalt zugeknöpft werden müssen. Gummizüge an den Handschuhen erhitzen die Hand, sie sind nur Nothbehelfe, es gilt demnach noch etwas Anderes, als Schlösser, Riemen, Knöpfe und Elastique zu erfinden, um dem Handschuh einen weder pressenden noch kneipenden oder erhitzenden Schluß zu geben.

Nach altem Brauche überreichte man Demjenigen, der eine gute Botschaft brachte oder eine neue Erfindung gemacht hatte, ein Paar Handschuhe, und sah sich Jemand in seinen Erwartungen getäuscht, hatte er keinen Lohn für seine Gabe, oder sprach man ihm die Erfindung einer Sache ab, so hieß es: „er habe seinen Handschuh nicht davon." Der Handschuhkünstler hat nun in doppelter Beziehung seinen Handschuh nicht davon, wenn er das richtige Maß nicht zu treffen weiß, wenn er nicht einen solchen zu Stande zu bringen vermag, der schließt und sitzt, möglichst wenig zur Entstellung der Hand beiträgt, aber seinem Zwecke zu schützen in jeder Weise genügt. In diesem Sinne werfen wir den Handschuhkünstlern den Handschuh hin, und die geschicktesten derselben wollen ihn aufnehmen. [2784]

Auflösung des Räthsels Seite 170.

„Anlagen".

Räthsel.

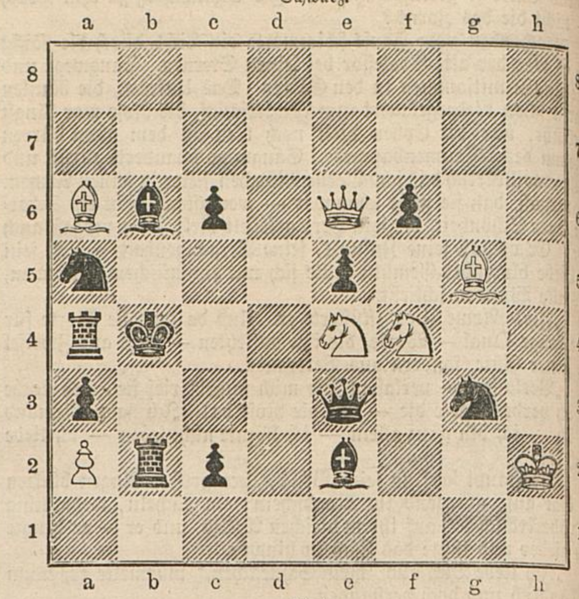
Fröhlich sammelte als Knabe
Ich auf grünem Wiesenplan;
Alt und grämlich aber habe
Ich zu Hause es gethan! [2836]

Schach-Aufgabe. Nr. V.

Von L. v. Bilow.

„EN".

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt in drei Zügen matt. [2798]

Correspondenz.

S. in F. Wir brachten mit Abbildung Nr. 45, Seite 160 d. Jahrg., ei[ne] Taschentuchbordüre in Frivolitäten. Diese Bordüre kann ebensowohl [zu] einem Kragen, wie zu Aermeln benutzt werden, wenn Sie einen gerade[n] Streifen derselben arbeiten und denselben für einen Fichukragen wie f[ür] die Aermel etwas in Falten gereiht an einen Mulltheil setzen.

Weiße Rosenknospe. Garniren Sie das Piquékleid mit Schrägstreifen vo[m] Stoff der Robe oder mit einer Verschnürung von weißer Baumwollenli[tze].

Rose and Thistle. Junge Mädchen können ein solches Kleid tragen. [Die] Röcke werden keilförmig geschnitten, man verziert dieselben mit Frisur[en] oder Schrägstreifen, da sich Säume in keilförmigen Röcken nicht gut a[r]rangiren lassen.

Abonnentin am Rhein. Wir würden Ihnen nicht rathen, einen schwa[r]zen Ueberwurf zu einem farbigen Kleide zu wählen. Besser würde s[ich] ein Ueberwurf von Seidengaze oder Barège, welche mit der Farbe d[es] Kleides übereinstimmen, eignen.

J. D. in W. und Elisabeth in G. Sie werden Ihre Wünsche sobald a[ls] möglich erfüllt sehen.

V. B. Abonnentin in W. Jedenfalls ist ein zum Verschließen eingeri[ch]teter Schlüsselschrank am praktischsten.

N. in Triest. Sie können ein solches Kleid auch Abends tragen; das an[ge]gebene Tuch ist noch modern, es kann nach Belieben dreieckig oder [in] Form eines Shawls getragen werden.

A. v. St. Vielleicht garniren Sie das Kleid, wenn Ihnen Frisuren u[nd] Blenden vom gleichen Stoff nicht gefallen, mit Blenden von weiße[m] Grosgrain und mit weißer Seidenfranze. Sehr hübsch ist auch wei[ße] Guipüre mit farbigem Bande unterlegt.

Eugenie G. Richten Sie das Kleid nach dem zu Abbildung Nr. 4 a[uf] Seite 363 des Bazar 1870 gehörigen Schnitt her.

A. B. in Breslau. Wir können zu den bereits erschienenen Abbildung[en] nachträglich nicht Schnitte bringen. Ihre übrigen Wünsche sollen sob[ald] als möglich berücksichtigt werden.

C. E. in S. Der obere und der untere Rock werden aus gleichem Stoff an[ge]fertigt. Schärpen knüpft man entweder hinten oder an der linken Se[ite] in eine Schleife. Ein Hauskleid mit kleiner Schleppe darf höchstens 5½ E[llen] weit sein. Die von Ihnen genannten Umhänge können noch getragen werde[n].

Marie Schbd. Keilförmige Röcke sind noch immer modern.

A. W. in Linz. Beide Fragen beantworten wir mit Ja.

A. v. M. und N. S. in Wien. Wir können leider die gewünschte For[t]setzung zu der Beschreibung des gestrickten Carreaus, Abbildung Nr. [...] auf Seite 108 d. Jahrg., nicht nachträglich bringen. Sie werden in[des] bei genauem Durchlesen der zu dem Carreau gehörigen Beschreibung d[ie] zweite Hälfte des Carreaus leicht ausführen können. Das Dessin d[er] zweiten Carreauhälfte muß dem Dessin der ersten schon vollendeten Häl[fte] genau entsprechen; wir rathen Ihnen demnach, sich bei Ausführung d[er] zweiten Hälfte genau nach dem Dessin der ersten Hälfte zu richten.

K. v. J. Schleswig-Holstein. Wir nennen Ihnen die Pensionsanst[alt] der Mdme. Rogivue, Lausanne, chemin des cèdres.

Marie. Vielleicht später. — **José-Josef.** Der auf tieferer Rangst[ufe] Stehende wird selbstverständlich Dem von höherem Range zuerst genan[nt].

J. v. B. Eine hübsche Spitze in point-lace- und Weißstickerei brachten w[ir] mit Abbildung Nr. 44 auf Seite 177 d. Jahrg.

„Tiefe Trauer". Die Wittwentrauer kann ein oder auch, nach der je[tzt] fast allgemein angenommenen englischen Sitte, zwei Jahre dauern. Wol[len] Sie daher bei den nachfolgenden Angaben, die für ein Jahr berechn[et] sind, nur stets die doppelte Zeit nehmen, im Falle Sie zwei Jahre [zu] trauern gedenken. Während der ersten 3 Monate: schwarzes Wollenkl[eid] von Merino, Kaschmir, Thibet mit Besatz von Doppelcrêpe (Crêpe anglai[s]) oder von gleichem Stoff, Kragen, Aermel, Hut, Schleier von Crê[pe], sowie Häubchen mit oder ohne Schnebbe. Bei kaltem Wetter, Hut v[on] Merino mit Crêpe-Verzierung und einfach gesäumtem Schleier. Kei[ne] Confection, sondern großer Kaschmirshawl mit Franzen oder Crêpesau[m]. Schmuck aus mattem Jet, Taschentuch mit breitem schwarzem Ra[nd]. Nach den ersten drei Monaten: Wollenkleid mit Confection, Chemiset u[nd] Aermel von schwarzen Spitzen, Crêpehut mit Trauerblumen und Spitz[en]schleier. In der letzten Zeit endlich: schwarze Seide, jedoch mögli[chst] glanzlos, weiße Lingerie mit schwarzem Rand, schwarzer Stroh- o[der] Spitzenhut mit Feder, Confection von Seide oder Sammet, glänzend[er] Jet- oder Haarschmuck, auch wohl Onyx. Gold und Edelsteine sind ga[nz] ausgeschlossen. Für Abendtoilette: Seide, Grenadine, Algerienne, G[re]nadine mit Atlasstreifen, weiße Camelien, weiße Rosen ohne La[ub], schwarzer oder weißer Perlenschmuck, lange schwarze Handschuhe o[der] weiße mit schwarzen Nähten und schwarzem Rande, Taschentuch m[it] Spitzen, schwarzer oder ganz weißer Fächer (richtet sich nach den Han[d]schuhen). Mit der wollenen Toilette werden schwarze Strümpfe, so[wie] schwarze Unterröcke getragen, mit dem seidenen Kleide kann beides w[eiß] sein. Grau, Lila und Pensée wird so allgemein getragen, daß es auf[ge]hört hat als Zeichen der Trauer zu gelten. Die eigentliche Halbtrau[er], wie sie in früheren Zeiten wohl getragen wurde, existirt daher nicht me[hr].

Adolph Th. in M. Nehmen Sie Bernsteinschmuck, wenn die Dame brün[ett] ist, und zwar: Collier mit Medaillon oder Kreuz, Broche, Ohrrin[ge], ein, auch zwei Armbänder und ein Paar Haarnadeln oder einen klei[nen] Kamm, wenn Sie das Alles hübsch assortirt finden können. Wir mö[ch]ten Ihnen jedoch rathen, den Geschmack der Dame vorher auf geschi[ckte] Art erforschen zu lassen, indem Bernstein, obwohl sehr fein und mode[rn], doch nur zu wenigen Farben und Toiletten getragen werden kann. K[o]rallen finden mehr allgemeinen Beifall, sind auch wohl werthvoller u[nd] weniger der Mode unterworfen. Die hellrothen sind den dunkleren v[or]zuziehen, die schöne reine Farbe und die Größe der einzelnen St[ücke] bestimmen den Preis.

Leonie B. 20. Wir bitten um Ihre Adresse, um das Manuscript [zu]rückschicken zu können.

v. A. und Töchter in C. Badecostüme werden vorzugsweise in R[oth] und Schwarz, Blau und Weiß, Braun und Weiß, Grau und R[oth] getragen, aus leichtem Flanell oder halbwollenen Stoffen. Sie beste[hen] gewöhnlich aus Pantalon mit daran geheftetem kleinem Leibchen, J[acke] oder kurzem Oberkleid. Allerdings gibt es auch darin, wie in jed[em] anderen Gegenstand der Damentoilette, alljährlich Neues, doch glau[ben] wir, daß ein Costüm, das nur dazu bestimmt ist im Wasser getragen [zu] werden, vor allen Dingen bequem und decent sein muß, ehe man da[ran] denken kann es elegant zu machen. Wir werden jedoch bei den demnä[chst] erscheinenden Badecostüms auf Ihre Wünsche möglichst Rücksicht neh[men].